

# 1 Einleitung und Struktur

## 1.1 Vertrauen – eine erste Annäherung

Mit wem und wo auch immer man Vertrauen thematisiert: es scheint in allen gesellschaftlichen Bereichen relevant, erstrebenswert und notwendig zu sein. Es wirkt, als wolle und könne niemand auf Vertrauen verzichten. Der Manager will das Vertrauen seiner Mitarbeiter, um eine Firma erfolgreich führen zu können. Handwerker leben vom Vertrauen ihrer Kundschaft in Produkte und Herstellungsweisen. Wer Lebensmittel aus biologischem Anbau kauft, vertraut auf ein Gütesiegel. Und nicht zuletzt soll an Schulen ein vertrauensvolles Klima herrschen, damit Lehren und Lernen gelingen können. Diese wenigen Beispiele lassen ahnen, welche immense Rolle Vertrauen in vielen Bereichen des Lebens spielt und doch scheint es nicht einfach zu sein, Vertrauen zu entwickeln, es systematisch aufzubauen oder gar zu erzeugen.

„Die Geschichte des Vertrauens ist ein Katastrophenszenarium: Missbrauch, Misstrauen und Zerstörung von Vertrauen prägen unser Handeln. Dennoch rangiert der Begriff des Vertrauens auf dem Bazar recycelbarer Werte nach wie vor an oberster Stelle: Kaum eine politische Rede, in der es nicht vehement gefordert oder vorausgesetzt würde. Was diese rhetorische Vertrauenssüchtigkeit so skurril erscheinen lässt, ist die Tatsache, dass sie inmitten einer Welt stattfindet, der man jegliche Vertrauensseligkeit gründlich ausgetrieben hat: weltweite Bespitzelung, frei flottierender Datenhandel und die Kriminalisierung jener, die dagegen protestieren, sprechen eine deutliche Sprache“ (Wertheimer 2014, 7).

Berner spricht möglicherweise zu Recht vom „unangenehmen Geheimnis“ (2003) des Vertrauens. Mit Vertrauen verhält es sich ähnlich wie mit einem Bankkonto: „Wer einen hohen Kontostand anstrebt, muss dafür Sorge tragen, dass er mehr einzahlt als er entnimmt“ (ebd.). Dies hat zur Folge, bewusst auf manch vordergründig ‚verlockend‘ erscheinenden Vorteil verzichten zu müssen oder gar zu wollen, der auf Kosten anderer gehen könnte.

Am Anfang allen Vertrauens steht immer eine Vorschussleistung. Ohne diesen Vorschuss könnte wohl niemand überleben: Das Kleinkind vertraut auf die Versorgung durch seine Eltern, der Verkehrsteilnehmer vertraut darauf, dass sich alle an die geltenden Regeln halten und der Fluggast vertraut auf den Piloten. Dass es bei den hier genannten Vorschussleistungen möglicherweise nicht nur um Vertrauen geht, wird noch zu klären sein. Der Vorschuss selbst ist nicht immer gleich hoch, sondern fällt situativ unterschiedlich aus: Man vertraut der Genießbarkeit von Lebensmitteln aus einem Supermarkt anders als fremden Menschen. Einem Babysitter vertraut man nicht so vorbehaltlos, wie darauf, dass bei einer roten Ampel alle Autos stehen bleiben. Hinzu kommen persönliche Erfahrungen mit spezifischen Situationen: wer in bestimmten Situationen schlechte Erfahrungen gemacht hat, vertraut zukünftig, möglicherweise anders als andere, nicht mehr uneingeschränkt. Damit deutet sich bereits an, dass es sich bei den genannten Beispielen nicht immer um Vertrauensprozesse handelt, sondern dass zwischen Vertrauen und Sich-Verlassen-auf unterschieden werden müsste, was alltagssprachlich zumeist nicht geschieht.

Interessant ist auch, dass es oft sehr lange braucht, bis Vertrauen erwiesen oder erworben wird, dieses aber sehr schnell verloren gehen oder entzogen werden kann. Der Vorschuss an Vertrauen kann rasch in einen Vorschuss an Misstrauen umschlagen. So wenig sich

Vertrauen in seinem Wesen und in seiner Bedeutung für alle Lebensbereiche generalisieren lässt, umso mehr neigt das Misstrauen dazu, Verallgemeinerungen in uns hervorzurufen. Berner demonstriert dies an einem eindrücklichen Beispiel: „Theoretisch könnte man ja einem Pädophilen ruhig sein Geld anvertrauen und einem Kleptomane seine Kinder – in der Praxis aber entsteht ein Misstrauen, das auf die gesamte Person verallgemeinert wird“ (2003, o.S.). Darüber hinaus ist jemand, der einmal um sein Vertrauen betrogen wurde, möglicherweise grundsätzlich misstrauischer und in Folge davon weniger bereit, Vertrauen zu erweisen. Ein zusätzliches Moment der Generalisierung betrifft Vertrauen wie Misstrauen gleichermaßen: man richtet sich in den eigenen Handlungen immer wieder nach der Einschätzung anderer: z.B., wenn man gehört hat, dass man einer Person vertrauen kann oder dass einer bestimmten Situation nicht zu trauen ist.

Belastende Erfahrungen können zu dauerhaftem Misstrauen oder auch zu blindem Vertrauen führen – auch wenn die vor sich gehende Situation in einem völlig anderen Kontext stehen mag. Zurückliegende Enttäuschungen und Verletzungen kumulieren sich als biografische Belastungen, welche die Fähigkeit und die Bereitschaft zu einer Veränderung von Verhalten und Einstellungen beträchtlich sinken lassen können. Es wäre viel zu kurz gedacht zu meinen, dass, wenn man nur lange genug nett und wohlwollend miteinander umgeht, aus Misstrauen Vertrauen entsteht. Natürlich kann dies passieren, ist aber kein Automatismus. Bestenfalls entsteht so etwas wie eine Vertrautheit miteinander. Vertrauen ist mehr als das Fehlen von Misstrauen: es ist immer mit der persönlichen Gewissheit verbunden, auf den jeweils anderen vertrauen zu können, auch wenn bzw. gerade weil diesem dabei eigene Vorteile abhanden kommen oder aber es sich in einer wie auch immer gearteten ‚kritischen‘ Situation erweisen muss. Dies zeigt auch, dass es Vertrauen ohne Belastungsproben nicht gibt. Zusätzlich ist zu bedenken, dass Menschen sich mit unterschiedlichen Vorstellungen und Praxiserfahrungen von Vertrauen begegnen. Oft spielen beispielsweise idealisierte Vertrauensvorstellungen im Sinne eines Absolutheitsanspruchs in Beziehungen eine überhöhte Rolle. Eine Relativierung des alltagssprachlich oft als Tugend verstandenen Vertrauens wäre für private wie berufliche Beziehungen sicherlich bedenkenswert. „Vertrauen muss wachsen, und jeder Versuch, Wachstum gewaltsam zu beschleunigen, bewirkt genau das Gegenteil, nämlich eine Blockade. Erzwungenes Vertrauen gibt es nun einmal nicht“ (Berner 2003, o.S.). Und dennoch kommt Vertrauen nicht von alleine. Es lässt sich nicht einfach herstellen, möglicherweise aber anbahnen und damit eine Vertrauensbereitschaft erhöhen.

Gesundes Vertrauen wie auch gesundes Misstrauen kennt Grenzen, Menschen in bestimmten Lebenslagen oftmals nicht. So kann es kommen, dass sie in ihrem Vertrauen immer wieder im wahrsten Sinn des Wortes ‚ent-täuscht‘ werden: sich also einer Täuschung, der sie aufgesessen sind, bewusst werden. Vertrauen und Misstrauen, das keine Grenzen kennt, ist ungesund und schadet. Aus Vertrauen wird in Folge Vertrauensseligkeit oder blindes Vertrauen und aus Misstrauen eine grundsätzliche Skepsis dem Leben und anderen Menschen gegenüber, die einschränkend wirkt. Manche Autoren (Nöllke 2009) meinen sogar, es gäbe so etwas wie ein Als-ob-Vertrauen, ein Vertrauen aus Notwehr, wo man also gar nicht anders könne, als zu vertrauen. Es wird sich noch zeigen müssen, ob es sich dabei wirklich um Vertrauen handelt.

Vertrauen stammt vom mittelhochdeutschen ‚vertruwen‘ ab, was so viel meint, wie hoffen, Zuversicht haben, erwarten, vermuten, trauen und glauben (Kluge 2012). Jemandem zu vertrauen, meint daher, sich auf etwas verlassen zu können, jemanden als zuverlässig

zu erleben, ihm zu glauben, dass er sich an ein Versprechen hält. Vertrauen bezieht sich daher immer auf Menschen und steht im Kontext mit anderen Phänomenen, die mit ihm verwandt sind oder sich in seinem näheren Umkreis befinden. Dazu zählen Vertraulichkeit und Misstrauen, aber eben auch Glaubwürdigkeit, Treue, Vorhersagbarkeit, Hoffnung und Zuverlässigkeit. Als Verb wie als Substantiv unterscheiden sie sich nicht, was auf die Komplexität des Phänomens hinweist. Legt man nur einige der alltagssprachlichen Verwendungen zugrunde, so wird offenbar, dass Vertrauen eine aktive und eine passive Seite enthält, wenn man beispielsweise Vertrauen schenkt, erweist, entzieht, etwas anvertraut und im Vertrauen sagt, oder, auf der passiven Seite, Vertrauen zerbricht, nicht erwiesen wird und einem etwas anvertraut wird. Vertrauen und Vertraulichkeit werden zumeist positiv konnotiert, sie können aber auch einen negativen Beigeschmack mit sich bringen, wenn man beispielsweise davon spricht, Vertraulichkeiten mit jemandem auszutauschen oder vertraulich zu werden. Dernbach und Meyer (2005, 13ff.) stellen in ihrer Auseinandersetzung um Vertrauen und Glaubwürdigkeit die vielfältige alltagssprachliche Verwobenheit der Begriffe dar und kommen im Zusammenhang von Vertrauen auf gut 30 substantivische Begriffe und Verbindungen sowie auf gut 20 Adjektive und Verben, die Vertrauen entweder direkt thematisieren oder mit diesen in Verbindung stehen.

Vertrauen scheint sich auf mehreren Ebenen zu ereignen und zu wirken: mindestens auf einer Gefühls-, einer Erwartungs- und einer Verhaltensebene, möglicherweise auch auf einer Entscheidungsebene. Im Wesentlichen entstammt es wohl zwei Quellen, die beide mit Erfahrungen verknüpft sind: zum einen das Selbstvertrauen und das Vertrauen in sich selbst, die Zuversicht in und das Wissen um die eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten; zum anderen das Fremdvertrauen gegenüber anderen Menschen, Situationen und allem Neuen schlechthin. Vertrauen ist trotzdem nicht dasselbe wie Zuversicht. Zuversicht stellt eher eine allgemeine Reaktion oder Einstellung im Umgang mit Unsicherheiten allgemeiner Art dar – nach dem Motto: es wird sich im Leben schon alles fügen. Vertrauen dagegen bezieht sich stärker auf die Einstellung zu und den Umgang mit Menschen in spezifischen Situationen.

## 1.2 Grundannahmen und Struktur

Die vorliegende Arbeit geht von drei Grundannahmen aus, die ihren Aufbau bestimmen:

- (1) Zunächst wird die Hypothese aufgestellt, dass Vertrauen für verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche ein bedeutsames Lebensthema darstellt. Auch wenn sich aus pädagogischer Sicht direkte Kausalzusammenhänge von spezifischen Vertrauenserfahrungen und daraus folgenden ebenso spezifischen auffälligen Verhaltensweisen verbieten, scheint es dennoch Hinweise auf einen Zusammenhang von Vertrauen und Verhalten zu geben. Ansatzpunkte dazu liefern die Neurobiologie (Brendtro/Mitchell/McCall 2009) ebenso wie Studien zu Traumatisierungserfahrungen und Vertrauen (Macias/Young/Barreira 2000; Endreß/Papst 2013) sowie Befunde zu Zusammenhängen bestimmter Bindungsstile mit wesentlichen Vertrauenskomponenten (Simpson 1990; Rotenberg 1995; Mikulincer 1998). Vielfach wird in einzelnen Wissenschaftsdisziplinen Angst übergreifend als das Gegenteil von Vertrauen bzw. Vertrauen als ein Zustand, der mit einem erhöhten Maß an Angstfreiheit einhergeht, beschrieben (Thies 2002). Angststörungen und Ängstlichkeit wiederum machen eines der wesentlichen Handlungsfelder der Pädagogik

bei Verhaltensstörungen aus, was so auf die Relevanz der Thematik für diese Disziplin hinweist (Stein 2012; Myschker/Stein 2014; Stein/Müller 2015, 19ff.). Dieser Grundannahme widmen sich vor allem die Kapitel 2, 3 und 4.

- (2) Die zweite Grundannahme unterstellt, dass die Bedingungen des Aufwachsens in der Moderne für die Vertrauenspraxis verhaltensauffälliger Kinder und Jugendlicher eine bedeutsame Rolle spielen. Die Zusammenhänge von Vertrauen, den Lebensbedingungen und Entwicklungen der Moderne werden vor allem durch die Soziologie (Giddens 1996; Luhmann 2000) erschlossen und beschrieben und weisen im Hinblick auf verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche deutliche Bezüge auf. Hinzu kommt, dass die Zahl der Kinder und Jugendlichen, die in Deutschland Leistungen aus dem Kinder- und Jugendhilfegesetz erhalten, rasant ansteigt. Mit diesen Kindern und Jugendlichen hat es die Pädagogik bei Verhaltensstörungen in besonderem Maße zu tun. Mehrere Metaanalysen der vergangenen Jahre weisen darauf hin, dass Vertrauen einen bedeutsamen Wirkfaktor in der Erziehungshilfe darstellt (Mascenaere/Esser 2012; Wolf 2007; Rätz-Heinisch 2005). Diese Grundannahme wird in Kapitel 2.7 sowie in den Kapiteln 7 und 8 untersucht und ausgearbeitet.
- (3) Die dritte Grundannahme versucht Vertrauen in eine erste, noch sehr weite Rahmung zu bringen, indem davon ausgegangen werden soll, dass es sich bei Vertrauen wie auch bei Misstrauen um eine Einstellung (Rousseau et al. 1998; Jones 1996; Baier 2001, 37ff.; Schweer 2010; Hartmann 2011) aufgrund bestimmter Erfahrungen und im Hinblick auf das eigene Verhalten, spezifische Situationen wie auch Personen handelt, die sich in einer Praxis (Hartmann 2011) im Sinne des *pädagogischen* Praxisverständnis (Dalferth/Peng-Keller 2012a; Hartmann 2011; Benner 1980; Böhm 1985) zeigt. Diese Grundannahme gleicht einer Arbeitsdefinition, die sich im Verlauf der Arbeit stärker ausdifferenzieren wird.

Aus diesen drei theseartigen Grundannahmen lassen sich zwei für diese Arbeit zentrale Fragestellungen ableiten:

- (1) Welche Konzepte von Vertrauen erweisen sich als relevant für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen? Eine Auseinandersetzung mit dieser Frage geschieht in den Kapiteln 5 bis 8.
- (2) Wie lässt sich die Relevanz von Vertrauen für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen exemplarisch an der Eigenwahrnehmung der Vertrauenspraxis verhaltensauffälliger Kinder und Jugendlicher, die eine Schule für Erziehungshilfe besuchen, aufzeigen? Diese explorative Untersuchung und ihre Ergebnisse werden, ausgehend von den Erkenntnissen in Kapitel 9, ab Kapitel 10 dargestellt.

Die vorgeschlagenen Grundannahmen und die sich daraus ergebenden Fragestellungen bedürfen vor einer genaueren Untersuchung jedoch einer weiteren grundsätzlichen Klärung: ‚Konzepte von Vertrauen und ihre Relevanz für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen‘ ist der Titel dieser Arbeit. Zwei Themenfelder werden hier also grundsätzlich in einen Zusammenhang gebracht: Konzepte von Vertrauen einerseits und Pädagogik bei Verhaltensstörungen andererseits. Zweierlei ist daher im Vorfeld zu klären. Erstens: Welches Verständnis einer Pädagogik bei Verhaltensstörungen liegt dieser Arbeit zugrunde? Und zweitens: Welche Konzepte von Vertrauen kommen hier zur Sprache und wie ist ihre Auswahl gerechtfertigt?

### 1.2.1 Zum Verständnis einer Pädagogik bei Verhaltensstörungen

Die Pädagogik bei Verhaltensstörungen gilt als wissenschaftlich recht junge Teildisziplin. Ihre universitären Anfänge lassen sich in die sechziger und siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zurückverfolgen (Göppel 1989, 10ff; Lindmeier 2010, 21f.). Gleichwohl ist zu betonen, dass die Auseinandersetzung mit Störungen und auffälligen Verhaltensweisen innerhalb von Erziehungsprozessen von jeher virulent ist (Göppel 1989, 10f.), wenn auch lange nicht verbunden mit dem Versuch wissenschaftlich systematischer Annäherung und Auseinandersetzung. Dass dies trotz der Existenz schwieriger, gestörter oder belasteter Erziehungsprozesse ausblieb, mag sich auch dadurch erklären, dass sich Erziehungs- und Störungsverständnis in Abhängigkeit von „zeit- und kulturspezifischen Erwartungsnormen“ (Myschker/Stein 2014, 51) stets wandelte. „Die Probleme, die den Gegenstandsbereich der Verhaltensgestörtenpädagogik ausmachen, und auch die pädagogische Reflexion über diese Probleme sind älter als die sonderpädagogische Fachrichtung, die sie heute als ihr Spezialgebiet reklamiert (Göppel 1989, 12). Die verschiedenen „historiografischen Linien“ (Myschker/Stein 2014, 16ff.), die schließlich zum Entstehen einer Verhaltensgestörtenpädagogik und der Pädagogik bei Verhaltensstörungen als wissenschaftlichen Teildisziplinen der Sonderpädagogik beitrugen, sind unterschiedlich gut dokumentiert und werden für aktuelle Themen und Fragestellungen mehr oder weniger aufgegriffen. Im Kontext einer Auseinandersetzung mit dem Phänomen Vertrauen erscheint ihre weitere Erhellung hier nicht angezeigt, wohl aber mag es hilfreich sein, wichtige Gründungspersonen und ihre Grundgedanken herauszustellen, weil aus diesen verschiedene teildisziplinäre Strömungen entstanden und sich darüber auch das in dieser Arbeit zugrunde gelegte Verständnis klären lässt.

Unbestritten ist, dass die Tiefenpsychologie mit ihren Gründungsvätern Sigmund Freud und Alfred Adler eine zentrale Rolle für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen und die Möglichkeit eines vertieften Verstehens von Verhaltensweisen spielt. Mit August Aichhorn, Bruno Bettelheim und Fritz Redl wird die tiefenpsychologische Sicht stärker ins erzieherische Feld überführt und beispielsweise in Form des „therapeutischen Milieus“ (Bettelheim 1978, 203ff.) etabliert. Vertrauen spielt in dieser Tradition eine große Rolle: sei es zunächst die Vertrauensprozesse zwischen Therapeut und Klient oder dann zwischen Erzieher und Zögling in oft sehr dichten Beziehungsstrukturen; sei es aber auch das Vertrauen in die Wirksamkeit der ‚neu‘ erdachten intensivpädagogischen Settings wie das therapeutische Milieu oder sei es das Vertrauen in das erzieherische Deutungsvermögen im Hinblick auf die Gründe für bestimmte Verhaltensweisen und Bedürfnisse – und dies jenseits empirischer Überprüfbarkeit.

In den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sind es vor allem renommierte Lernpsychologen, die Einfluss auf die Pädagogik bei Verhaltensstörungen nehmen. Die Grundannahmen zum Erlernen, Verfestigen oder Löschen von Verhaltensweisen prägen einen Zugang zu schwierig oder auffällig empfundenen Verhaltensweisen, der sich vor allem an äußerlich beobachtbaren Signalen festmacht und sich bis heute in der Pädagogik bei Verhaltensstörungen direkt oder in neobehaviouristischer Fortsetzung in zahlreichen Trainings- und Interventionsprogrammen wieder findet. Vertrauen spielt hier keine Rolle, ganz im Gegenteil: es entzieht sich direkter Beobachtung und ist daher nicht von Interesse.

Mit Carl Rogers (1991b) und seinem humanistisch-psychologischen Ansatz zur Entstehung des Selbstkonzepts und möglichen, negativ wirkenden Umwelteinflüssen, die

ggbfs. nicht integriert werden und somit zu Verhaltensstörungen führen können, ist eine dritte, einflussreiche Säule der Pädagogik bei Verhaltensstörungen benannt. Mit vertrauensvollen Beziehungen und dem Einfluss von Konflikten auf diese setzt sich Rogers im Kontext von Ehepaaren auseinander (1991a) und dann in Bezug auf Unterricht und Lernen (1974, 110). Rogers Grundgedanken zur Entwicklung eines positiven Selbstkonzepts und zur Bedeutung von Selbstverwirklichung und Selbstaktualisierung enthalten wichtige Bezüge zum Phänomen Vertrauen: Er thematisiert dies in Bezug auf Vertrauen auf den eigenen Organismus (1991b, 124ff.), auf die menschliche Natur im Sinne einer grundsätzlichen Vertrauenswürdigkeit und Verlässlichkeit (ebd., 193f.), auf den Partner (ebd., 59f.), das Selbst (ebd. 175f.) und als grundsätzliche Eigenschaft und Voraussetzung für eine förderliche Lernatmosphäre (1974, 104f.):

„Wenn ich den Menschen mißtraue, dann kann ich nicht umhin, ihn mit Informationen meiner eigenen Wahl vollzustopfen, damit er nicht einen falschen Weg geht. Wenn ich dagegen auf die Fähigkeit des Individuums vertraue, sein eigenes Potential zu entwickeln, dann kann ich ihm viele Möglichkeiten anbieten und erlauben, seinen eigenen Lernweg und seine eigene Richtung zu bestimmen“ (ebd., 116).

Während Göppel die Pädagogik bei Verhaltensstörungen zu Beginn der 1990er Jahre in vier aktuelle Trends einteilt – als „misslungene Versuche zu einem beglückenden Leben“, als „problematische Problemlösungen“, als „modernen Mythos“ und als „Markt für den Psycho-Boom“ (1989, 317ff.) – unterscheidet Hillenbrand 2002 sechs wissenschaftliche Grundmodelle (2002, 63), die in der Pädagogik bei Verhaltensstörungen repräsentiert sind:

- das biophysische Modell,
- das psychodynamische Modell,
- das verhaltenstheoretische Modell,
- das soziologische Modell,
- das ökologische Modell.

Wittrock und Vernooij dagegen legen am Beispiel einer Fallgeschichte sogar elf verschiedene Perspektiven vor: die interaktionspädagogische, die lebensproblemzentrierte, die handlungstheoretische, die lösungsorientierte, die feldtheoretische, die suggestionspädagogische, die tiefenpsychologische, die behavioristische, die gestalttherapeutische, die systemische und die personenzentrierte Perspektive (2004, 12). Allerdings werden nicht alle Perspektiven trennscharf ausgearbeitet.

Aus dieser Darstellung wird deutlich, dass die vorliegende Arbeit vor allem einem Verständnis der Pädagogik bei Verhaltensstörungen folgt, das an einem psychodynamischen Modell orientiert ist. Die Bedeutung des Phänomens Vertrauen in der Tiefenpsychologie, aber auch in der humanistischen Psychologie legen dies nahe. Hinzu kommt: Vertrauen spielt in diesen Denkschulen eine bedeutende Rolle, mal indirekt, mal direkt. Dennoch hat sich hieraus keine eigenständige Konzeption von Vertrauen für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen herausgebildet.

Darüber hinaus orientiert sich diese Arbeit auch an soziologischen Konzepten, nämlich dort, wo dies das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen unter den Bedingungen der Moderne betrifft. Dass dem Vertrauen hier eine besondere Rolle zukommt, zeigt die Soziologie eindrucksvoll und wird im Verlauf der Arbeit deutlich werden. Die Pädagogik bei Verhaltensstörungen weist enge Bezugspunkte auf, hat es aber bislang auch hier

verpasst, Vertrauen aus soziologischer Perspektive für sich näher zu bestimmen und in eigene Konzepte einfließen zu lassen. Den pädagogischen Arbeiten innerhalb der Pädagogik bei Verhaltensstörungen ist gemeinsam, „dass sie interdisziplinär ausgerichtet sind und (tiefen-)psychologische und soziologische Fragestellungen mit schul- und sozialpädagogischen Fragen verbinden“ (Lindmeier 2010, 24). In einer solchen Tradition sieht sich auch diese Arbeit.

### **1.2.2 Zur Auswahl spezifischer Konzepte von Vertrauen**

Im Verlauf dieser Arbeit werden verschiedene Konzepte von Vertrauen erläutert und analysiert. Da die Pädagogik bei Verhaltensstörungen als universitäre Disziplin als Teildisziplin der Sonderpädagogik und diese als Teildisziplin der Allgemeinen Pädagogik angesehen werden kann, weist sie Bezüge zu anderen Wissenschaftsdisziplinen auf. Hinzu kommt, dass sich auch andere Wissenschaftsdisziplinen mit dem Themenfeld der Verhaltensstörungen befassen. Hillenbrand (2002, 39) verweist hier insbesondere auf Pädagogik, Psychologie, Medizin, Jura und Soziologie:

„Die Pädagogik bei Verhaltensstörungen besitzt einerseits eine klare Verortung innerhalb der Pädagogik. Sie ist keine Anwendungswissenschaft der Kinder- und Jugendpsychiatrie oder der Psychologie. Auf der Basis dieser wissenschaftlichen Standortbestimmung, quasi ihrer ‚pädagogischen Identität‘, ist sie andererseits für ihre Tätigkeit auf eine intensive interdisziplinäre Kooperation angewiesen“ (ebd., 39f.).

Von Hillenbrand unerwähnt bleibt die Philosophie als weitere Bezugswissenschaft. Dederich (2013) stellt heraus, was insbesondere für das Konstrukt ‚Verhaltensstörungen‘ und die damit direkt und indirekt in Verbindung stehenden Menschen philosophisch bedeutsam erscheint: „die Offenhaltung des Blicks auf den anderen Menschen“ (ebd., 25). Im Hinblick auf eine norm- und wertgeleitete Praxis im professionellen Umgang mit Verhaltensstörungen bildet die Philosophie einen wesentlichen Referenzrahmen.

Betrachtet man die Bezugswissenschaften der Pädagogik bei Verhaltensstörungen im Kontext von Vertrauen, so fällt auf, dass es insbesondere die Philosophie, die Soziologie und die Psychologie sind, die sich explizit und konzeptionell mit Vertrauen befassen. Daher erhalten sie für die Thematisierung von Vertrauenskonzepten in dieser Arbeit Vorzug.

Für Jura ist Vertrauen kein grundsätzliches disziplinäres Thema, auch wenn indirekt das Vertrauen in Rechtsstaatlichkeit und Gerichte oder der Vertrauensschutz in der juristischen Praxis eine Rolle spielen mögen. Für die Medizin und die Kinder- und Jugendpsychiatrie spielt Vertrauen dort eine Rolle, wo es um das interpersonelle Verhältnis beispielsweise zwischen Arzt und Patient oder Therapeut und Klient geht. Eigenständige Konzepte liegen jedoch in den Disziplinen selbst nicht vor, weshalb lediglich die interpersonellen Aspekte eine Rolle für diese Arbeit spielen.

Der Pädagogik kommt eine eigene Rolle zu, da sie im Sinne Hillenbrands (2002) als identitätsstiftende Basis und nicht als ‚bloße‘ Bezugswissenschaft angesehen werden kann. Der Auseinandersetzung der Pädagogik mit dem Phänomen Vertrauen ist daher auch ein eigenes Kapitel gewidmet (Kap. 2).

Doch auch innerhalb der Philosophie, der Soziologie und der Psychologie sind die konzeptionellen Entwürfe und Überlegungen zu Vertrauen alles andere als einheitlich und gliedern sich höchst unterschiedlich auf. Daher stellt sich für ihre Eingrenzung und Thematisierung die Frage nach Auswahlkriterien. Welche Konzeptionen aus Philoso-

phie, Soziologie und Psychologie erscheinen geeignet, um in ihrer Relevanz für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen untersucht zu werden? Hier hilft einerseits eine Rückbesinnung auf das dargelegte Verständnis einer Pädagogik bei Verhaltensstörungen in dieser Arbeit und andererseits eine Eingrenzung des Gegenstandsbereichs dieser Teildisziplin: Kinder und Jugendliche, die als verhaltensauffällig gelten, denen ein emotional-sozialer Förderbedarf attestiert wird und die deshalb eine Schule für Erziehungshilfe besuchen. Konzeptionen von Vertrauen erscheinen dann relevant für eine Untersuchung in dieser Arbeit, wenn sie zumindest erahnen lassen, dass sie Anknüpfungspunkte an das zugrunde gelegte Verständnis der Pädagogik bei Verhaltensstörungen oder die Lebens- und Erfahrungswelt von Kindern und Jugendlichen mit emotionalen und sozialen Förderbedarfen aufweisen könnten.

Dies lässt insbesondere solche Vertrauenskonzepte, die Vertrauen neben anderen Aspekten als soziale Einstellung oder als emotionale Befindlichkeit auffassen, bedeutsam für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen erscheinen. Als theoretische Grundlage können die je unterschiedlichen Handlungsmodelle dienen, die sich hinter einzelnen Konzepten verbergen. Für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen und ihren Gegenstandsbereich erweisen sich dabei vor allem strukturorientierte und interaktionistische Handlungsmodelle – im Sinne des symbolischen Interaktionismus – als relevant (Nuissl 2012), da im ersten Fall Vertrauen als Grundlage zur sozialen Integration und zu psychischer Integrität verstanden werden kann und in zweitem Fall Beziehungen und Kommunikationsprozesse in den Fokus rücken, die vertrauensbildend erscheinen und somit Sozialisation (mit)ermöglichen.

„Die Heterogenität der Zugangsweisen zum Phänomen Vertrauen, die sich in der Literatur finden lassen, ist weder überraschend noch Anlass zu grundsätzlicher ‚theoretischer Besorgnis‘. Sie ist zunächst lediglich Ausdruck eines in mehreren (Teil-)Disziplinen bestehenden Interesses, weshalb Vertrauen unter Zugrundelegung unterschiedlicher paradigmatischer Grundannahmen untersucht wird. Sie ist darüber hinaus allerdings auch dem Umstand geschuldet, dass ein ausgesprochen heterogener und komplexer Gegenstand untersucht wird“ (Nuissl 2002, 88).

Auch in dieser Arbeit wird ein Vertrauensbegriff zugrunde gelegt, der quer liegt zu den umfangreichen Definitionsversuchen und Phänomenanalysen einzelner Wissenschaftsdisziplinen, die in den letzten Jahren entstanden sind. So sehr man der Pädagogik vorhalten mag, sich an dieser Auseinandersetzung bislang kaum zu beteiligen, so sehr mag dies auch ein Vorteil sein, denn die „Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Vertrauenskonzepten verspricht von hohem heuristischem Wert zu sein, da sie den Blick auf möglichst viele Aspekte des Vertrauens zu lenken verspricht“ (Nuissl 2002, 89). Lewis und Weigert geben Nuissl indirekt Recht, wenn sie in diesem Zusammenhang zurecht kritisieren, dass „the social science research on trust has produced a good deal of conceptual confusion regarding the meaning of trust and its place in social life“ (Lewis/Weigert 1985, 975).

Die Frage danach, welche Wissenschaftsdisziplinen und welche Konzepte von Vertrauen für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen relevant sein könnten, kann dabei zum einen über die jeweiligen handlungstheoretischen Grundlagen, die einem Vertrauenskonzept zugrunde liegen, und zum anderen über den Gegenstandsbereich der Pädagogik bei Verhaltensstörungen selbst, beantwortet werden.

„In heuristischer Absicht können die jeweils hinter diesen Konzepten stehenden Handlungsmodelle systematisch danach differenziert werden, ob sie utilitaristisch, primär ‚strukturorientiert‘ oder eher interaktionistisch angelegt sind“ (Nuissl 2002, 90).

Die utilitaristisch orientierten Konzepte spielen vor allem aus marktwirtschaftlicher Sicht eine Rolle. Hier geht es darum, Begründungsargumente zu sammeln, die das Vertrauen in spezifische Abläufe und Erwartungen gerechtfertigt erscheinen lassen oder eben nicht.

Eine zweite Gruppe von Vertrauenskonzepten ließen sich einem strukturorientierten Handlungsmodell zuordnen, „die Vertrauen primär als Ausdruck der Wirksamkeit bestimmter handlungsleitender, sozialer und/oder psychischer Konstellationen auffassen und zumeist als Mechanismus zur Herstellung und Erhaltung von sozialer Integration und psychischer Integrität in den Blick nehmen“ (ebd.) und somit unmittelbar an den Gegenstandsbereich der Pädagogik bei Verhaltensstörungen anschließen: nämlich verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche, deren soziale Integration nicht gegeben oder aber bedroht ist und deren psychische Integrität oftmals durch spezifische Störungsbilder nachhaltig beeinträchtigt ist. Die interaktionistischen Handlungsmodelle, welche bestimmte Vertrauenskonzepte begründen, beziehen sich vor allem auf die Frage danach, durch welche Prozesse sich Vertrauen zwischen Menschen einstellt. Jene Konzepte sind stets „in einen bestimmten soziokulturellen Kontext“ (ebd.) eingebunden. Auch für diese Konzepte lässt sich eine grundsätzliche Nähe zur Pädagogik bei Verhaltensstörungen ausmachen, berücksichtigt man, dass es vielfach um schwierige Erziehungskontexte (Müller/Stein 2015, 216ff.) sowie Kinder und Jugendliche mit anomischen bzw. problematischen subkulturellen Erfahrungen geht.

Einen wesentlichen Anteil des Gegenstandsbereichs der Pädagogik bei Verhaltensstörungen machen Kinder und Jugendliche aus, die mit sich und/oder anderen in Konflikte geraten und die dadurch in ihren personalen, sozialen und/oder emotionalen Beziehungen, ihrer Entwicklung sowie ihrer personalen und sozialen Existenz bedroht, gefährdet oder beeinträchtigt sind. Diese Konflikte währen meist über einen längeren Zeitraum hinweg, führen zu nachhaltigen Verstrickungen, die ohne Hilfe durch andere ohne weiteres nicht zu lösen sind. Zudem beziehen sie sich und wirken vielfach auf und in Lebensbereiche, die mit den Ursachen der Konflikte nur wenig oder gar nichts zu tun haben. Der Genese von Vertrauen oder aber auch Misstrauen als praktischer Einstellung im Sinne strukturorientierter oder interaktionistischer basierter Konzepte in spezifischen biografischen und sozialen Situationen, kommt daher besondere Bedeutung zu. Hinsichtlich der Erscheinungsweisen von Vertrauen erfahren besonders die ‚Außenpole‘ des Vertrauens besondere Aufmerksamkeit: blindes Vertrauen ebenso wie Nicht-Vertrauen und habituelles Misstrauen. Für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen spielt jedoch angesichts des oben beschriebenen Gegenstandsbereichs nicht nur die Frage nach dem Wie und Worin eine Rolle, sondern auch die Frage nach den Gründen, weshalb vertraut wird, worauf vertraut wird und wozu dieses Vertrauen dient. Konzepte, die diese fünf Aspekte berücksichtigen, erscheinen daher für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen relevant.

### **1.2.3 Zum methodischen Vorgehen**

Um der Beantwortung der aufgeworfenen Fragen näher zu kommen, wird folgendes methodisches Vorgehen gewählt:

- (1) Zunächst gilt es, den aktuellen Forschungsstand bzw. verschiedene konzeptionelle Überlegungen in den Wissenschaftsdisziplinen Philosophie, Soziologie und Psychologie überblicksartig darzustellen, um Konzepte im Sinne der oben beschriebenen Relevanz sichten und filtern zu können. Dies findet im Kapitel 1.3: ‚Vertrauen im Interesse verschiedener Wissenschaftsdisziplinen‘ statt. Die hier gemachten Ausführungen sind überblicksartig und gehen daher bewusst nicht vertieft auf einzelne Konzeptionen, Strömungen oder Denkschulen ein. Wie bereits unter 1.2.2 ausgeführt, kommt der Pädagogik in der Reihe der hier herangezogenen Wissenschaftsdisziplinen eine eigene Rolle zu. Daher widmet sich Kapitel 2 in gleicher Absicht wie Kapitel 1.3 für Philosophie, Soziologie und Psychologie, jedoch ausführlicher dem grundsätzlichen, historisch gewachsenen Verhältnis von Pädagogik und Vertrauen, wo dieses vorhanden ist.
- (2) Kapitel 3 und 4 haben die Funktion, den möglichen Zusammenhang von Vertrauen und auffälligem Verhalten, wie er für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen relevant und bedeutsam sein könnte, weiter zu explizieren. Daher wird nach Ansatzpunkten für einen solchen Zusammenhang in den ausgewählten Bezugswissenschaften gesucht. In einem Exkurs werden zudem mögliche negative Wirkungen von Vertrauen diskutiert.
- (3) Ausgehend von diesen Untersuchungen lassen sich ab Kapitel 5 relevante Aspekte von Vertrauenskonzeptionen darstellen, zu denen die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen beitragen. Im Einzelnen sind dies Konzepte von Grundvertrauen, Konzepte von Vertrauen als Einstellung, Konzepte von Vertrauen, die eine Bedeutung für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen unter den Bedingungen der Moderne haben und Konzepte von Vertrautheit und Fremdheit. Aspekte dieser Konzepte lassen sich jeweils in Folge auf die Pädagogik bei Verhaltensstörungen beziehen.
- (4) In einem vierten Schritt werden die Ideen und Vorstellungen verhaltensauffälliger Kinder und Jugendlicher im Hinblick auf ihre eigene Vertrauenspraxis mithilfe eines Fragebogens explorativ untersucht (Lyon et al. 2012). Das Vorgehen folgt damit den wesentlichen Merkmalen der qualitativ-heuristischen Sozialforschung (Kleining 1995, 278f.). Vertrauen nicht ‚nur für sich‘ zu untersuchen, sondern im Zusammenhang des Aufwachsens von Kindern und Jugendlichen unter den Bedingungen der Moderne und im Kontext von Verhaltensauffälligkeiten (Kap. 7) wird der Forderung gerecht, dass sich Sozialforschung nicht im leeren Raum abspielen dürfe. Mit der Hinwendung zur Vertrauenspraxis verhaltensauffälliger Kinder und Jugendlicher soll die der Moderne zu eigene Subjekt-Objekt-Distanz verringert werden. Die Analyse und Relevanz von Konzepten aus verschiedenen Nachbardisziplinen der Pädagogik bei Verhaltensstörungen dient der Entdeckung relevanter Strukturen und Prozesse, die mit dem empirisch erfassten Urteil verhaltensauffälliger Kinder und Jugendlicher bzgl. ihrer Vertrauenspraxis in Beziehung gesetzt werden sollen. Dass dabei auf Philosophie, Psychologie und Soziologie, aber auch auf die Allgemeine Pädagogik, zurückgegriffen wird, belegt die Umsetzung der Forderung heuristischer Forschungspraxis nach „Offenheit der Forschungsperson, Offenheit des Forschungsgegenstandes, maximale[r] strukturelle[r] Variation der Perspektiven“ und „Analyse der Gemeinsamkeiten“ (ebd.). Der daraus entstehende Dialog der Bezugswissenschaften mit der Pädagogik bei Verhaltensstörungen er-

laubt die Ableitung erster Erkenntnisse. Ein heuristisches Vorgehen ist zudem aus einem weiteren Grund relevant: Vertrauen selbst erscheint als Phänomen mit präreflexiven Anteilen nicht ohne weiteres messbar (Kap. 9) und möglicherweise nur ex negativo thematisierbar (Endreß 2012). Im Vorgriff auf Kapitel 1.3.2 gilt es zu klären, dass sich mit Endreß reflexives Vertrauen von fungierendem Vertrauen unterscheiden lässt. Reflexives Vertrauen „impliziert das ein- oder wechselseitige Kalkül von Sanktionspotentialen, die ein- oder wechselseitige Abschätzung von Kosten-Nutzen-Relationen sowie die Chance der ein- oder wechselseitigen expliziten Kontrolle des Verhaltens und Handelns anderer Akteure“ (ebd., 6). Solche Logiken und Rationalitäten machen jedoch das Phänomen des Vertrauens nicht im Gesamten aus, vor allem nicht, wenn es um seinen Selbstverständlichkeitscharakter geht, d.h. um ein Vertrauen, das fungiert, *ohne* dass es in den reflexiven Modus überführt wird und auch deshalb fungiert, gerade *weil* es nicht überführt wird. Wer darüber nachdenkt, ob er jemandem *noch* vertrauen kann, der hat die selbstverständlich fungierenden, präreflexiven Anteile dieser Vertrauensbeziehung durch die Überführung ins Rationale bereits verloren. Unter fungierendem, präreflexivem Vertrauen kann also ein Modus verstanden werden, „der im Sinne einer im Kern stillschweigend begleitenden Ressource, d.h. als die unthematisch bleibende Hintergrundvoraussetzung soziales Handeln und soziale Beziehungen trägt“ (ebd.). Da jegliche Wissenschaftsmethodik reflexiv oder überprüfend angelegt ist, entsteht in der Frage der Messbarkeit von Vertrauen unter Berücksichtigung seiner präreflexiven Anteile ein Hiatus, der sich nur bedingt überwinden lässt und der zudem im Hinblick auf Vertrauen ein zweifacher ist: einmal bezieht er sich, wie schon angedeutet, auf das Vertrauen und seine präreflexiven Anteile selbst. Wissenschaft ist deshalb Wissenschaft, weil sie mit spezifischen Methoden überprüfbare Gründe für bestimmte Verhältnisse und Zusammenhänge angeben kann. Vertrauen als ein Phänomen mit präreflexiven Anteilen entzieht sich diesem Zugang zumindest teilweise. Gründe für Präreflexives lassen sich nicht ohne weiteres angeben und noch weniger ist dieses überprüfbar. Zum anderen wird ein Hiatus deutlich, der sich auf das Vertrauen in die Wissenschaft bezieht und welcher spätestens seit der kopernikanischen Wende nicht kleiner, sondern eher größer geworden zu sein scheint. Die kopernikanische Erkenntnis, dass nicht die Erde und der Mensch, sondern die Sonne im Mittelpunkt unserer Galaxie steht, ist nur der Beginn einer langen Reihe naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, die das Weltverhältnis des Menschen nicht stabilisiert, sondern eher dazu beitragen, sein Vertrauen in ‚Gott und die Welt‘ einzubüßen und permanent in Frage stellen zu müssen. „Dass die Welt anders ist, als sie aussieht, und der Mensch in der Lage, dies zu erkennen, etabliert ein Selbstbewusstsein auf der Basis einer entdeckten Täuschung. Es ist das Signum dieser Autonomie, dass sie mit einem Vertrauensverlust einhergeht“ (Ewertowski 2013, 68). Obwohl also die wissenschaftlichen Erkenntnisse größer und differenzierter geworden und im 21. Jahrhundert kaum noch zu überblicken sind, so sind Zweifel, Verunsicherung und Vertrauenskrisen in der Erfahrung mit Politik, Wirtschaft, Religion und Klima – um nur einige Lebensbereiche zu nennen – zentrale Charakteristika der Gegenwart. „Das zeigt sich im Besonderen an jenen schwerwiegenden Fragen auf dem Gebiet der Ethik, also dem des richtigen Handelns, die sich aus dem wachsenden Wissen und Können und der Komplexität der Lebensverhältnisse

ergeben“ (Ewertowski 2013, 94) – eine Komplexität, die mit der Notwendigkeit zu vertrauen, auf das Engste verbunden ist, wie Luhmann (2000) schon in den 1960er und 1970er Jahren erkannte. Diese Arbeit kann weder den einen noch den anderen Hiatus überwinden. Was den Umgang mit dem erstgenannten Hiatus betrifft, so erscheint es hilfreich, nicht Vertrauen selbst erfassen oder gar erkennen zu wollen, sondern davon auszugehen, dass Vertrauen obligatorische Bestandteile enthält, welche als spezifische Leerstellen einer je spezifischen, fungierenden Vertrauenspraxis untersucht werden können (Laucken 2001, 2005; Nuissl 2002; Hartmann 2011).

- (5) Im Hinblick auf die Fragestellung nach relevanten Konzepten oder Aspekten aus diesen, gilt es schließlich, Dimensionen eines Konzeptes von Vertrauen für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen fragend zu skizzieren (Kap. 11) und dabei auch die Ergebnisse der Fragebogenuntersuchung mit zu berücksichtigen. Daraus eröffnen sich möglicherweise weitere Forschungsperspektiven für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen sowie eine auch empirisch sicherere Basis für die Untersuchung von Vertrauen.

Zunächst jedoch soll, wie in (1) erwähnt, Vertrauen im Interesse verschiedener Wissenschaftsdisziplinen in einem ersten Arbeitsschritt überblicksartig dargestellt werden.

### **1.3 Vertrauen im Interesse verschiedener Wissenschaftsdisziplinen**

Vertrauen spielt in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen eine Rolle und wird unterschiedlich verwendet und aufgefasst: Es wird in Soziologie, Psychologie, Philosophie und Theologie untersucht, erhält aber seit einigen Jahren zunehmende Relevanz in Fragen von Politik, Ökonomie, Management, Geldwirtschaft, Organisationstheorie und Werbung. Welches wissenschaftliche Interesse auch immer die Beschäftigung mit Vertrauen leitet, gemeinsam ist allen Zugängen, dass sie sich deutlich von dem abheben, was alltagssprachlich unter Vertrauen verstanden bzw. wie es als Begriff verwendet wird.

„Was wir lebensweltlich ‚vertrauen‘ nennen, erlaubt und erfordert verschiedene Rekonstruktionen. Der lebensweltliche Gebrauch lässt sich daher nicht sinnvoll als das ‚eigentliche‘ Verständnis von ‚vertrauen‘ gegen die jeweiligen theoretischen Vertrauensidealisationen ausspielen, auch wenn es keine haltbare Idealisierung gibt, die sich nicht am lebenspraktischen Gebrauch messen ließe bzw. messen lassen müsste“ (Dalferth 2012, 188).

Und noch ein weiteres Problemfeld tut sich auf: Die theoretisch abstrakte Beschäftigung mit Vertrauen scheint weitaus einfacher zu sein, als die empirische Operationalisierung dieses Phänomens. „Vertrauen ist bekanntermaßen ein empirisch schwer zugängliches Phänomen“ (Hartmann 2001, 8). Es gibt wohl eher so etwas wie ein intuitives Wissen, eine Art stillschweigendes Übereinkommen, nach welchem jeder zu wissen und zu verstehen scheint, was Vertrauen ist. Ungleich schwerer scheint es, zu einer verschriftlichten, über alle Wissenschaftsdisziplinen hinweg gültigen Definition dieses intuitiven Wissens von Vertrauen zu gelangen.

„So gilt grundsätzlich, dass es leichter zu sein scheint, Vertrauen theoretisch zu analysieren, als diese Analysen dann im Forschungsprozess zu operationalisieren. Das mag ein Manko der Theorie sein. Andererseits kommt natürlich keine empirische Analyse ohne theoretische Voraussetzungen aus, die festlegen, welche Form der Operationalisierung gewählt wird“ (ebd., 9).

Obgleich verschiedene Wissenschaftsdisziplinen unterschiedliche Begriffe von Vertrauen aufweisen, zeichnen sich dennoch einige Aspekte ab, die als charakterisierende Elemente fast allen Zugängen zu eigen sind: die meisten befassen sich mit Vertrauen und seiner Charaktereigenschaft der Unsicherheit, des Risikos oder Wagnisses. Unterschieden wird dabei meist eine exogene Unsicherheit (Umweltzustand, situative Bedingungen) von einer endogenen Unsicherheit (Verhalten des Gegenübers). Unsicherheit herrscht zumeist bzgl. der Frage von Entscheidungen wie auch der Zukunft als Ergebnis von Entscheidungen vor. Viele Zugänge befassen sich mit den rationalen wie auch den emotionalen Eigenschaften von Vertrauen und große Übereinstimmung herrscht darüber, dass Vertrauen eine Einstellung sei. Darüber hinaus werden in vielen Wissenschaftsdisziplinen Formen spezifischen Vertrauens von generalisiertem Vertrauen unterschieden. Generalisiertes Vertrauen bezeichnet dabei die grundsätzliche Bereitschaft, Menschen an und für sich vertrauensvoll oder umgekehrt eher misstrauisch zu begegnen. Das generalisierte Vertrauen ist damit relativ unabhängig von situationspezifischen Bedingungen zu sehen, während in einer spezifischen Vertrauenssituation der Kontext zu einem wichtigen Kriterium für den Erweis oder den Entzug von Vertrauen wird.

Auch wenn die einzelnen Sicht- und Verstehensweisen von Vertrauen in späteren Kapiteln der Arbeit noch deutlich hervortreten werden, wenn es um die Frage nach der Relevanz verschiedener Vertrauenskonzepte für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen geht, soll einleitend ein kurzer Überblick über wissenschaftliche Zugangsweisen gegeben werden, auch wenn dieser erzwungenermaßen fragmentarisch und beispielhaft bleiben muss. Soziologie, Psychologie und Philosophie befassen sich auf eigene und höchst unterschiedliche Art und Weise mit Vertrauen und bemühen sich darum, dieses in seinem Wesen, in Einzelkomponenten und Funktionen zu erschließen, zu beschreiben und zu untersuchen. Während die einen sich mit Vertrauen in Kindheit, Jugend und Alter befassen, interessieren sich andere für Vertrauen in Systemen wie Organisationen, in Politik, Medien und auch Religion (Schweer 2010). Während einige davon ausgehen, Vertrauen sei das Ergebnis rationaler Entscheidungen, nähern sich andere über eine interpersonelle Ebene und untersuchen Aspekte von Bildungsprozessen, das Vertrauen von Hochleistungssportlern oder das Verhältnis von Psychotherapeuten und Ärzten zu ihren Patienten. Überblicksartig ließe sich festhalten, dass Konzepte zu Vertrauen als rationale Entscheidung, als soziale Einstellung und als emotionale Beziehungsqualität vorliegen (ebd.).

Alles in allem bewegen sich diese Wissenschaftsdisziplinen mit ihrer Forschung auf der Makro- und Mesoebene, während Mikroprozesse, wie sie in Bildungs- und Erziehungsverhältnissen unzählig gegeben sind, kaum erforscht sind. Dies alles soll aber nicht davon ablenken, dass weder die Allgemeine Pädagogik noch die Heil- und Sonderpädagogik eine eigene Forschungstradition geschweige denn Konzepte zu Vertrauen aufweisen können.

Abhängig, von welchem Vertrauenskonzept ausgegangen wird, ändert sich die Grundlage, von der angenommen wird, dass sie die Basis von Vertrauen ist. Vertreter des Rational-Choice-Ansatzes legen beispielsweise spezifische Informationen zugrunde, die dazu führen, dass man sich dafür oder dagegen entscheidet, zu vertrauen. Vertrauen wird „als eine Form von Risikoübernahme oder Risikomanagement beschrieben (...). Solche Beschreibungen suggerieren, Vertrauen sei eine Art kalkuliertes Misstrauen“ (Hunziker 2010, 188). Ein solcher Ansatz liegt vielen ökonomischen und bisweilen auch politi-

schen Zugängen von Vertrauen zugrunde (besonders: Noteboom 2002). Im Gegensatz dazu gelten anderen Konzepten Emotionen in zwischenmenschlichen Beziehungen als Basis für sich einstellendes Vertrauen. Eine dritte Form von Konzepten versteht Vertrauen als ein soziales Phänomen, das notwendig ist, um menschliches Zusammenleben zu ermöglichen und gestaltbar zu machen. Schließlich gibt es Konzepte, in denen die Grundlage von Vertrauen als eine Fähigkeit angenommen wird, die angeboren ist bzw. in früher Kindheit erworben wird.

Welches Konzept auch immer man zugrunde legt, „induzieren die genannten Vertrauensgrundlagen nicht automatisch Vertrauen. Vertrauen erwächst aus ihnen erst im Zuge von Interpretationsleistungen“ (Nuissl 2002, 96). Nuissl stellt zudem für die Funktionen von Vertrauen heraus, dass auch diese vielfach sein können: zum einen schafft eine fungierende Vertrauenspraxis die Grundlage sozialen Zusammenlebens und damit zum zweiten „ein gewisses Maß an sozialer Integration, aber auch den Aufbau stabiler persönlicher Identitäten“ (ebd., 100), was im Hinblick auf verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche und die mit ihnen verbundenen biografischen Erfahrungen bedeutsam ist. Zum dritten nimmt es die Funktion ein, dass Menschen überhaupt in der Lage sind, zu einer gemeinsamen Praxis im Hinblick auf spezifische Intentionen zu gelangen.

### 1.3.1 Vertrauen als Thema der Philosophie

Nicht nur für die philosophische Tradition in der Auseinandersetzung mit dem Vertrauensbegriff, sondern auch für andere Wissenschaftsbereiche und ihre Theoriebildungen sind die Ausführungen von Thomas Hobbes grundlegend. Viele auch heute gültige Theorien von Vertrauen schließen sich an seine Überlegungen an, bzw. bauen auf diesen auf. Hobbes definierte:

„Vertrauen ist eine Empfindung, die aus dem Glauben an jemand entsteht, von dem wir Gutes erwarten oder erhoffen und die so frei von Zweifel ist, dass wir keinen anderen Weg verfolgen, um es zu erreichen. Und Misstrauen ist der Zweifel, der uns veranlasst, uns nach anderen Mitteln umzusehen“ (Hobbes 1983, 70).

Hobbes befasst sich im „Leviathan“ vor allem damit, dass Vertrauen notwendig wird, wenn zwei Parteien einen Vertragsschluss erzielen wollen, die vereinbarten Leistungen, Güter oder das zu Tauschende aber nicht gleichzeitig, sondern zeitlich versetzt erbracht werden (müssen). Somit ist eine Partei darauf angewiesen, der anderen zu vertrauen, dass zum einen die zuerst erbrachte Leistung auch im vereinbarten Sinne ‚beantwortet‘ wird, zum anderen aber natürlich auch das als Vorleistung zusätzlich erbrachte Vertrauen nicht enttäuscht wird. Es geht Hobbes also um ein vertragliches Vertrauen, das im Zweifelsfall zur Regulation menschlicher Bedürfnisse wie Habgier, Neid oder Geiz durch eine einzurichtende dritte Instanz geregelt werden soll. Kehrt man zu Hobbes‘ Definitionsaspekt von Vertrauen als „Empfindung“ zurück, so stellt sich die Frage, ob von solchem noch gesprochen werden kann, wenn es darauf angewiesen ist, durch eine übergeordnete Instanz kontrolliert und abgesichert zu werden. Zudem stellt sich die Frage, wie die Vertragspartner dazu kommen, gleichermaßen einer souveränen, dritten Instanz zu vertrauen und wie sie sich auf eine solche überhaupt einigen können. Hobbes‘ Auseinandersetzung mit Vertrauen hat großen Einfluss auf die unter Coleman (1981) ausgearbeitete Rational-Choice-Theorie innerhalb der Soziologie. Es bleibt festzuhalten, dass Hobbes mit seinen vertragsstaatlichen wie naturrechtlichen Überlegungen einen

großen Anteil an der Basis der gesamten Vertrauensforschung hat, er aber dennoch nur einen Ausschnitt möglicher Vertrauensbeziehungen abbildet, denn:

„Das Verhältnis zwischen Liebenden und Freunden, zwischen Eltern und Kindern, Kranken und ihren Pflegern, aber auch das zwischen Ehepaaren wäre falsch beschrieben, wenn man es in eine vertragsförmige Form gießen wollte“ (Hartmann 2001, 12).

Eine weniger vertragsähnliche, dafür umso stärker gesinnungsethische Perspektive liegt von Nikolai Hartmann (1962) vor. In seiner Ethik bezeichnet er Vertrauen als ein Verhalten zwischen Menschen, über den sich ein Gesinnungswert ausdrückt. „In ihm liegt ein neuer eigener sittlicher Wert, grundverschieden von dem der Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit, und doch auf beide als in der fremden Person vorausgesetzte bezogen, und nur sinnvoll in dieser Bezogenheit – ihr Komplementärwert“ (ebd., 469). Damit unterscheidet Hartmann Vertrauen im Sinne eines Glaubens deutlich von Zuverlässigkeit im Sinne der Überprüfbarkeit. Besonders zwei Formen des Vertrauens bzw. Misstrauens stellt er heraus, die er als schädlich bezeichnet bzw. für falsch hält: zum einen die Leichtgläubigkeit bzw. das leichtfertige Vertrauen und zum anderen das habituelle Misstrauen. Zu ersterem hält er fest:

„Das Vertrauen wiederum, wo nicht Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit des Andern es rechtfertigen, schwebt vollends in der Luft, ist unklug, leichtfertig, verderblich. Leichtgläubigkeit und leichtfertiges Vertrauen ist ein schwerer Fehler. Man kann ihn wohl entschuldigen, denn Menschenkenntnis ist nicht jedermanns Sache“ (ebd.).

Zum zweiten führt er aus:

„Aber ungleich sittlich ernster ist der umgekehrte Fehler, das habituelle Misstrauen, die eingewurzelte Skepsis gegen menschliche Gesinnung. Der Misstrauische versündigt sich am Vertrauenswürdigen, ihm fehlt das Gefühl für das ihm entgegengebrachte Gut der aufrichtigen Gesinnung“ (ebd.).

Hier nimmt Hartmann also eine deutliche Wertung vor. Menschen grundsätzlich nicht (mehr) vertrauen zu können, wird von ihm als Sünde am Anderen, dem potentiell Vertrauenswürdigen bezeichnet. Zwar schränkt Hartmann seine Wertung etwas ein, wenn er schreibt, dass „alles Vertrauen und aller Glaube (...) ein Wagnis [sei; T.M.], es gehört immer ein Bruchteil sittlichen Muts und seelischer Kraft dazu“ (ebd.). Doch auch diese Einschränkung kann nicht verbergen, dass Menschen, denen habituelles Misstrauen zu eigen ist, sich seiner Ansicht nach mindestens mitschuldig an der Herabsetzung des Anderen machen. Hartmann läuft damit Gefahr, all diejenigen zu moralisieren, die aufgrund traumatischer oder andersartiger Erfahrungen manifest misstrauisch geworden sind oder nicht mehr vertrauen.

Vertrauen wird von Hartmann also auf eine Gesinnungsebene gehoben, was sich auch im Folgenden zeigt, wenn er von Vertrauen als Geschenk und als Gabe spricht:

„Das gute Zutrauen ist immer eine an den Anderen gestellte Anforderung – nämlich das Vertrauen zu rechtfertigen –, aber zugleich und zwar eben damit, eine wertvolle Gabe, ein Geschenk, eine Ehrung der Person, die sich leicht bis zur Auszeichnung erheben kann“ (ebd.).

Sicherlich kann Hartmann Recht gegeben werden, dass entgegengebrachtes Vertrauen als Geschenk empfunden werden kann. Fraglich jedoch werden Hartmanns Aussagen durch die moralische Komponente, die sie enthalten. In seinen Ausführungen zum „blin-

den Glauben“ setzt er seine moralisch gefärbte Argumentation fort: „Vertrauen ist Seelenstärke, eine moralische Kraft eigener Art“ (ebd., 469f.), und meint weiter: „Blinder Glaube (bzw. blindes Vertrauen) ist die in ihrer Art höchste Belastungsprobe moralischer Kraft, das wahre Kriterium der Echtheit in allen tiefen Gesinnungsbeziehungen von Mensch zu Mensch“ (ebd., 470).

Jenseits der Moralisierung von Vertrauen beschreibt Hartmann die existentielle Dimension von Vertrauen als Grundlage von Sozialität und Gemeinschaft sehr deutlich:

„Misstrauen ist die Auflösung aller Bindung. Unglaube zur Sache wie zum Menschen ist Vereinzelung. Glaube ist die Fähigkeit zur Gemeinschaft. Auf ihm beruht die gewaltige Erweiterung der Machtsphäre des Einzelnen im Zusammenstehen der Vielfalt; er ist der feste Boden unter seinen Füßen bei jedem Schritt im Leben. Der eigentlich sittliche Wert im Leben beginnt erst in einer Sphäre der gegenseitig Vertrauenden. In ihr als tragendem Element gibt es erst die Selbstentfaltung des Menschen in seinem besten Gehalt und seinen Fähigkeiten“ (ebd., 471f.).

Glaube und Vertrauen werden hier fast deckungsgleich verwendet. Er unterscheidet auch nicht zwischen Zutrauen und Vertrauen. Seine Ausführungen zur Versündigung bzw. Schuldhaftigkeit habituell Misstrauischer schränkt er schließlich in seinen Ausführungen zur Bedeutung des Glaubens bzw. des Vertrauens im Erziehungsprozess etwas ein. Dennoch bleibt das dem Vertrauen unterstellte moralische Moment spürbar und wenig trennscharf:

„Die vom Glaubenden ausgehende moralische Kraft ist eine eminent erziehende Kraft. Sie ist imstande, den Menschen, dem der Glaube gilt, glaubwürdig, vertrauenswürdig, zuverlässig zu machen. Gewiß gilt das nur in bestimmten Grenzen und hat gewisse moralische Grundbedingungen („Anlagen“) in der Person des Anderen zur Voraussetzung. Aber wahr bleibt es, daß im allgemeinen gutes Zutrauen den Menschen gut, Mißtrauen aber schlecht macht. Wem dauernd nichts Gutes zugetraut wird, der lernt es eben nie, erwiesenes Vertrauen zu rechtfertigen. Wer unverdient in den Ruf des Lügners gekommen ist, wird leicht wirklich zum Lügner; es fehlt der moralische Sporn, dem Glauben zu genügen. Er wird zu dem gedrängt, was ihm zugetraut wird. Umgekehrt gibt es auch im Unzuverlässigen noch ein Gefühl für den Wert geschenkten Vertrauens; und dieses Wertgefühl läßt sich wecken und erziehen bis zum sittlichen Stolz, das geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen. Solange ein Mensch noch einen Funken sittlichen Gefühls hat, lebt auch der Drang in ihm, nicht hinter dem ihm Zugetrauten zurückzustehen. Hier liegt ein wohlbekanntes Mittel der Jugenderziehung; daß es aber in Wahrheit eine allgemeine Macht des Glaubens zur moralischen Erweckung ist, dürfte viel weniger anerkannt sein, verdiente aber erst recht Gemeingut der Moral zu sein. Etwas Gutes ist schließlich in jedem Menschen. Und es wächst mit der Aufgabe, mit der Zumutung. Es verkümmert mit der Verkennung. Der Glaube kann den Menschen umschaffen, zum Guten wie zum Bösen, je nachdem was er glaubt. Das ist sein Geheimnis, seine Macht ‚Berge zu versetzen‘. Mißtrauen ist Ohnmacht, Vertrauen verpflichtet“ (ebd., 472).

Rudolf Schottlaender, ein Schüler Hartmanns, entwickelt schließlich eine eigene „Theorie des Vertrauens“ (1957), in der er Vertrauen zwischen Glauben und Wissen ansiedelt. Dennoch knüpft er an Hartmann an und weist deutlich auf blindes Vertrauen und gesundes Misstrauen hin, weshalb er Vertrauen nicht grundsätzlich als Tugend, und Misstrauen nicht als Problemlage ansieht.

„Das Vertrauen nun – sofern es nicht blind ist, sondern einem Gegenstande gilt, der es verdient – gleicht dem Wissen insofern, als es auf Erfahrungen über Vergangenes beruht: geübte Er-

lebnisse sind das Kenntnisfundament des Vertrauens. Zugleich aber gleicht Vertrauen dem Glauben, denn es erstreckt sich auf die Betätigung des Spontanen in der Zukunft“ (ebd., 10).

Gründet sich Vertrauen ausschließlich auf Glaubensannahmen, so wird es blind. Versucht es sich dagegen nur auf Wissen zu beziehen, so besteht die Gefahr des Misstrauens, dort, wo nicht ‚alles‘ gewusst werden kann. „Der Aufweis der Extreme bestätigt, daß (...) ‚Vertrauen‘ nicht schon als solches in die Lehre von den ‚Tugenden‘ gehört; sonst müßte es mit dem entwertenden Attribut zugleich den Namen ändern: blinde Tapferkeit ist keine Tapferkeit mehr sondern Tollkühnheit, blindes Vertrauen aber ist immer noch Vertrauen.“ (ebd., 11). Schottlaender bleibt in seinen Ausführungen nicht bei Vertrauen und Misstrauen stehen, sondern setzt das Vertrauen in Kontext zu Vertrautheit und Vertrauenswürdigkeit und bemüht sich damit aus philosophischer Sicht um erste genauere Unterscheidungen. Dabei bezeichnet er Vertrauen als eine bestimmte Art des Verhältnisses von Menschen zueinander und Vertrautheit als etwas, was im Umgang mit Dingen entsteht. Im Hinblick auf die Identitätsentwicklung bezeichnet er beide Aspekte umfassend mit dem Neologismus „Vertrauung“ (ebd., 13). Bei der Charakterisierung von Vertrauen zeigt sich auch in Hartmanns Theorie der Vertrauensaspekt der Unsicherheit, womit er einerseits Vertrauen von anderen, ähnlich wirkenden Phänomenen zu unterscheiden sucht: „Es gibt in jedem Vertrauensverhältnis nicht nur den, der vertraut, und den, dem vertraut wird, sondern immer auch einen Einsatz, den der Vertrauende hingibt und den der mit Vertrauen Beschenkte preisgeben könnte. Hierin liegt das Unterscheidungsmerkmal des Vertrauens im Vergleich zum Glauben, zur Liebe, zur Hoffnung, mit denen es sonst viel gemein hat“ (ebd., 28). Weiterhin führt er zum gleichen Zusammenhang als zusätzlichen Aspekt aus: „Durch das Moment des Einsatzes ist es bedingt, daß am Vertrauensverhältnis eine Art von Risiko haftet. Immer wird etwas Wertvolles hineingegeben, dessen Verlust die Folge des Vertrauensbruches sein könnte“ (ebd., 31). Andererseits werden Sicherheit und Unsicherheit im Hinblick auf die Vertrauenswürdigkeit thematisiert: „Die objektive Vertrauenswürdigkeit, die ‚Vertraubarkeit‘, die der Vertrauenswollende sucht, ist eine dritte Art von Sicherheit, nicht die natürliche der uns vorgegebenen noch die künstliche der von uns technisch geschaffenen Umwelt“ (ebd., 19).

Eine besondere Rolle innerhalb des philosophischen Diskurses zu Vertrauen nimmt Ludwig Wittgenstein ein. Wittgenstein äußert sich vorwiegend in seinem Buch „Über Gewissheit“ (1971) direkt zu Vertrauen und analysiert das Phänomen unter der Frage, inwieweit Vertrauen zum Menschsein gehört und ob Menschen dieses benötigen, um zusammenleben zu können. Im Zusammenhang damit geht es ihm um den Sachverhalt, dass Menschen manche Dinge schlichtweg für gegeben hinnehmen, ohne diese einer Kontrolle zu unterziehen:

„Wie beurteilt Einer, welches seine rechte und welches seine linke Hand ist? Wie weiß ich, daß mein Urteil mit dem der Anderen übereinstimmen wird. Wie weiß ich, daß diese Farb Blau [sic!] ist? Wenn ich *mir* nicht traue, warum soll ich dem Urteil der Anderen trauen (...) D.h. ich muß irgendwo mit dem Nichtzweifeln anfangen...“ (Wittgenstein 1971, 47; kursiv im Original).

Hunziker (2010) kann in seiner Auseinandersetzung nachweisen, dass Wittgensteins Vertrauensbegriff „eher im Sinne einer Art tief verwurzelten lebensweltlichen Verlässlichkeit als im Sinne einer Art personalen Vertrauens auf das Wohlwollen und die Kompetenz des Anderen verstanden wird“ (ebd., 193). Damit ließe sich Wittgensteins Ver-

trauensbegriff am ehesten den lebensphänomenologischen Konzeptionen von Vertrauen zuordnen, wie sie in Kapitel 5.4 noch ausführlicher Thema werden. Allerdings sollten Wittgensteins Äußerungen zu Vertrauen auch nicht überschätzt werden: Bedenkt man die sehr dünne Beleglage hierzu in seinem Werk, dann können seine Überlegungen eher nicht als Konzeption verstanden werden. Vertrauen ist für Wittgenstein als psychologischer Begriff von Interesse so wie beispielsweise auch Schmerz, Denken, Wollen und vieles mehr. Es geht ihm darum, „in welchen Formen es sich als *Phänomen* des Lebens zeigt“ (ebd., 196; kursiv im Original).

Es lässt sich Wittgensteins Denken eher indirekt etwas über Vertrauen entnehmen, vor allem dort, wo er sich dem Menschen als einem Wesen widmet, welches niemals für sich, sondern stets in Abhängigkeit zu anderen steht. Mit Bezug auf Passagen in Wittgensteins „Vermischte Bemerkungen“ (1977) hält Hunziker fest: „Sich in sich zu verschliessen [sic!], hängt eng damit zusammen, sich dem Andern nicht öffnen zu wollen oder zu können – und damit mit einem Mangel an Vertrauen“ (ebd., 200). Hunziker führt dies auf die Ängste von Menschen zurück, vor dem Andern nicht schlecht dastehen zu wollen, aber auch auf die „Furcht, dass wir unser Ansehen vor dem Andern verlieren könnten. Es kann auch motiviert sein durch die Furcht, der Andere könnte uns, wenn wir uns ihm vertrauensvoll öffnen, zurückweisen – gleichsam ins Leere laufen lassen. Die Furcht vor dem Schmerz oder der Blossstellung [sic!] durch solche Zurückweisung lässt uns wiederum gegenüber dem Andern verschliessen [sic!] – wir sind dann ‚unverletzbar‘, aber eben auch allein“ (ebd., 201). Hunziker führt diese Überlegungen mit Bezug auf Wittgenstein dann eher religionsphilosophisch weiter. Sie sind aber, und dies rechtfertigt die Auseinandersetzung mit Wittgensteins Vertrauensbegriff bei aller Spärlichkeit dann doch, für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen insofern relevant, weil hier Lebenserfahrungen und -verfasstheiten beschrieben werden, die für Kinder und Jugendliche, welche unter den Gegenstandsbereich der Pädagogik bei Verhaltensstörungen fallen (Stein/Müller 2015, 19ff.), durchaus relevant und wahrscheinlicher sind als für andere Kinder und Jugendliche. Die philosophische Auseinandersetzung zwischen beispielsweise Lagerspetz/Hertzberg (2009) und Baier (1986) über Wittgensteins Vertrauensbegriff bleibt davon unberührt. Nachvollziehbar scheint Welz' (2010) Versuch eines Zwischenfazit, nach dem Vertrauen dann keines ist, wenn es auf Berechnung gründet, dass aber gleichzeitig unreflektierte Gewissheit nicht die einzige Form von Vertrauen ist, „denn man kann sich sehr wohl dessen bewusst sein, dass man einem anderen vertraut, ohne dass das Vertrauen dadurch berechnend würde“ (ebd., 150).

Mit der Untersuchung des politischen Philosophen Martin Hartmann (2011) liegt eine weitere Perspektive vor, die zum einen die Komplexität des Phänomens aus philosophischer Sicht aufgreift und zum anderen den Praxisbegriff im Zusammenhang mit Vertrauen einführt. Hartmann thematisiert die komplexitätsreduzierende Kraft des Vertrauens, anders als Luhmann, unter dem Gesichtspunkt einer automatisierten Reaktionsform, die auf mehr oder weniger eindeutigen körperlichen Signalen basiert. „Körpersprache (...) lässt sich weniger leicht manipulieren als etwa geäußerte Absichten, und genau deswegen ist sie eine hilfreiche Basis für weitgehend automatisierte Prozesse der Vertrauensgenese“ (ebd., 11). Vertrauen reduziert die Komplexität der Lebenswelt oder einzelner Interaktionsprozesse nicht einfach so, sondern nur „als fragiles Ergebnis soziokultureller Interaktionsprozesse, die zu einer Praxis geronnen sind, an der sich zu orientieren unter gegebenen Bedingungen rational sein kann“ (ebd.). Das, was Hartmann als Praxisver-

trauen bezeichnet, gründet seiner Meinung nach darauf, dass Menschen stets Teil einer Vertrauenspraxis sind. „Für dieses Praxisvertrauen aber kann ich nie hinreichend viele Indizien oder Kriterien haben. Ich muss hier schlicht einen Vorschuss leisten, der in Teilen ungedeckt ist“ (ebd., 31). Dies hat Folgen für das Handeln des Einzelnen, denn „damit sinnvoll von Vertrauen gesprochen werden kann, müssen einem Handelnden (a) Optionen vorliegen, die sich (b) im Handeln verwirklichen lassen. Dort wo wir nicht anders handeln können, wo uns keine handlungsrelevanten Alternativen vorliegen, wo wir gezwungen sind, einen Weg zu gehen, dort können wir auch nicht vertrauen“ (ebd., 71). Nöllke (2009) ist demnach nicht Recht zu geben, wenn er behauptet, es gäbe so etwas wie ein Als-ob-Vertrauen, ein Vertrauen aus Notwehr. Der Vorschuss an Vertrauen und die mit ihm einhergehende Unsicherheit sind Hartmann zu Folge jedoch kein Problem, das es zu überwinden gilt, sondern vielmehr ein Garant dafür, dass das geteilte Praxisvertrauen, und damit Gemeinschaft, aufrechterhalten wird. Denn gerade „anhand der römischen Fides-Kultur, der politischen Anthropologie von Hobbes, der Demokratietheorie von John Locke und der Marktökonomie von Adam Smith macht Hartmann (...) klar, wie wichtig stabile Vertrauenskulturen für moderne Gesellschaften sind“ (Heidbrink 2012). Hartmanns Ausführungen werden im Folgenden besonders für die Frage nach Konzepten von Vertrauen als Einstellung und Praxis relevant werden (Kap. 6).

### 1.3.2 Vertrauen als Thema der Soziologie

Die Soziologie befasst sich mit Vertrauen insgesamt und sehr allgemein gesprochen aus der Grundfrage heraus, wie dieses hinsichtlich der Entwicklung einer (modernen) Gesellschaft fungiert bzw. notwendig wird.

„Für die Soziologie ist das Vertrauen von Anfang an eine soziale Ressource, die dazu beitragen kann, ein koordiniertes Handeln unter Bedingungen weitgehender Anonymität zu ermöglichen, so dass das Interesse der Disziplin dementsprechend nicht so sehr auf jene Formen des intimen oder dichten Vertrauens gerichtet ist, die sich in der Philosophie als zentraler Untersuchungsgegenstand herauskristallisiert haben“ (Hartmann 2001, 14).

Das Ergebnis der Auseinandersetzung mit Vertrauen vor allem durch Simmel, Luhmann und Giddens ist bei aller Verschiedenheit, dass Vertrauen als sozial relevante, ja unverzichtbare Kategorie menschlichen Zusammenlebens erheblich aufgewertet wird.

„Überall dort, wo die handelnden Subjekte auf die Kooperation mit anderen angewiesen sind, taucht die Notwendigkeit des Vertrauens auf. Die meisten sozialwissenschaftlichen Theorien machen es sich nun zur Aufgabe, die sozialstrukturellen oder evolutionären Prozesse zu beschreiben, die zu dieser Aufwertung des Vertrauens als einer sozial relevanten Kategorie geführt haben“ (ebd., 16).

Kritisch anzumerken ist jedoch, dass mit der Analyse der Notwendigkeit aufgewerteten Vertrauens innerhalb moderner Gesellschaftsformen noch nicht offenkundig wird, welches die Bedingungen sind, die zu einer solchen Aufwertung führen, geschweige denn, wie sich diese realisieren lassen. Daher gilt es zu bedenken:

„Am Beginn der Ausbildung einer eigenen soziologischen Forschungsperspektive (...) steht die Erfahrung des grundlegenden Fragwürdigwerdens, der fundamentalen Verunsicherung weitgehend eingeschlifflener Lebensverhältnisse im Zuge einer beschleunigten, insbesondere technisch

geprägten Veränderung nahezu aller Lebensbereiche im Rahmen fortschreitender gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse“ (Endreß 2002, 7).

Daraus resultiert, dass Menschen in ihrem täglichen Leben mehr und mehr darauf angewiesen sind, „ihrer eigenen Handlungsmächtigkeit entzogenen technischen Apparaturen, Experten und Institutionen“ (ebd.) vertrauen zu müssen. Hier ist also die „subjektiv explizierte Vertrautheit mit oder das thematisierte oder reflexive Vertrauen auf oder in Personen, Institutionen oder organisatorische Regelungs- und Steuerungszusammenhänge (ebd., 9)“ relevant.

Darüber hinaus ist aber auch das implizite, präreflexive bzw. fungierende Vertrauen im Sinne der Annahme des Nichtselbstverständlichen als Selbstverständliches bedeutsam, das sich dem wissenschaftlichen Zugang auf der empirischen Ebene entzieht oder höchstens ex negativo rekonstruierbar erscheint. Reflexives Vertrauen ist im Gegensatz zu fungierendem, also implizitem Vertrauen, meist Ergebnis von Risikolagen oder unterstelltem Misstrauen, während implizites Vertrauen eine „Hintergrundannahme sozialen Handelns“ (ebd., 68) darstellt, die nicht thematisiert wird. Reflexives Vertrauen zielt damit auf objektive Risiken und Charakteristika einer Vertrauenssituation. Implizites Vertrauen dagegen hat stärker mit der subjektiv empfundenen Risikohaftigkeit einer sozialen Situation zu tun. Für die Arbeit mit verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen ist besonders die Frage nach implizitem Vertrauen bzw. Misstrauen und seinen Strukturen relevant: Charakteristika sozialer Situationen können sich von den pädagogisch Handelnden durchaus als objektiv risikofrei gestalten lassen oder aber implizit so aufgefasst werden, während für einzelne Kinder und Jugendliche eine erhebliche subjektive Risikohaftigkeit gegeben ist, die aber für andere nicht automatisch zu erkennen oder wahrzunehmen ist. Anhand des subjektiven Bedeutungszusammenhangs, ob eine Situation als vertrauenswürdig oder risikohaft empfunden wird, zeigt sich, dass Vertrauen neben allen affektiven Phänomenkomponenten mehr ist als ein Gefühl, sondern auch eine Erwartung – eine Erwartung bezüglich des vermuteten Verhaltens anderer. Dieser Aspekt ist für den Zusammenhang mit verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen besonders wichtig, weil gerade sie in sozialen Situationen, aufgrund jeweils spezifischer Verhaltenserwartungen, immer wieder in Konflikte mit sich und anderen geraten.

Die Soziologie spricht in diesem Zusammenhang von Vertrauen als „pluraler Erwartungshaltung“ (ebd., 71), weil die Verhaltenserwartung und das damit verbundene Ausmaß an Vertrauen je nach Charakter, Kontext und Erfahrung einer Situation deutlich variieren kann. Zudem unterscheidet sich auch das Ausmaß an Bewusstheit über erbrachtes Vertrauen in sozialen Situationen erheblich.

„Deshalb wird einem häufig erst durch einen erfolgten Vertrauensbruch deutlich, dass man vertraut hat. Und dies zeigt, dass sich Vertrauen hier gerade nicht mit spezifischen Erwartungen hinsichtlich spezifischer Situationen verbindet, diese also zumindest nicht reflexiv verfügbar sind“ (ebd., 72).

Für verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche gilt jedoch auch das Gegenteil: sie generalisieren oftmals sehr eindrückliche Lebenserfahrungen oder spezifische Situationen und verbinden oder übertragen sie mit und auf andere oder ähnliche Situationen. Im Sinne von Vertrauen als Erwartung lässt sich festhalten: „Vertrauen ist eine eigenartige Überzeugung, die nicht auf Beweisen, sondern auf einen Mangel an Gegenbeweisen

gründet – eine Eigenschaft, die es für mutwillige Zerstörung anfällig macht“ (Gambetta 2001, 235).

Aus soziologischer Perspektive beginnt die Auseinandersetzung mit dem Thema Vertrauen erstmals mit Durkheims kritischer Auseinandersetzung über Hobbes' vertragstheoretische Darstellungen (1988). Durkheim deckt dabei in Bezug auf das, was Vertragspartner an einen Vertrag bindet, Lücken auf, was ihn dazu führt, sich mit den Phänomenen und Prozessen zu befassen, die gemeinhin als vertragliche Voraussetzungen gelten können. Durkheim kann aufzeigen, dass die Bindungswirkung von Verträgen nicht auf vertragliche Aspekte zurückzuführen ist, sondern vielmehr mit sozialen Verhältnissen und dem kollektiven Verpflichtungscharakter innerhalb spezifischer sozialer Gruppen zu tun hat.

„Vertrauen wird damit nicht als Grundlage moralisch gesättigter Verpflichtungsverhältnisse, sondern umgekehrt als sozialen Beziehungen emanente normative Verpflichtung verstanden. Trotz dieser wirkungsmächtigen Hinweise vertieft Durkheim diese auf das Vertrauensphänomen deutenden Überlegungen an keiner Stelle seines Werkes“ (Endreß 2002, 12).

Es muss aber festgehalten werden, dass es nicht Durkheims Intention war, zu Fragen des Vertrauens zu publizieren, sondern dass dieses Thema als ein Nebenprodukt seiner soziologischen Auseinandersetzung mit Hobbes' Staatstheorie zutage tritt.

Auch Simmel zählt zu den ‚frühen‘ Soziologen, die sich dem Thema Vertrauen ausführlich widmeten. Er befasst sich eher entwicklungsgeschichtlich mit Vertrauen und diskutiert dieses im Zusammenhang seiner Erläuterung moderner Gesellschaftsformen. Er stellt dabei besonders den Begriff des ‚Kredits‘ in den Mittelpunkt. Am Beispiel von Geld und Kreditwirtschaft stellt Simmel heraus, dass Vertrauen nicht nur ein auf Persönlichkeitsebenen bezogenes, sondern ein durch die „Objektivierung von Kultur“ (Simmel 1989, 637) entstehendes versachlichtes Phänomen darstellt. Dies bedeutet für Simmel, dass sich moderne Gesellschaften dadurch auszeichnen, dass sie sich regulieren ohne „eigentlich personale Kenntnis“ (Simmel 1992, 394). Simmel schränkt diesen Regulierungsvorgang jedoch insoweit ein, als dass er ihn nur auf soziale Beziehungen bezogen sieht, die durch symbolische Zeichen zustande kommen, wie beispielsweise Geld. Endreß weist zu Recht darauf hin, dass mit Simmel, soziologisch betrachtet, erstmals eine differenzierte Unterscheidung des Vertrauensphänomens vorliegt.

„So stellt Simmel neben unmittelbaren sozialen Beziehungen (...) mit dem Typus ‚versachlichteten Vertrauens‘ zunächst auf professionelle, die ‚ganze Person‘ der Akteure betreffende Interaktionen (...) und mit dem Hinweis auf ausschließlich durch symbolische Zeichen vermittelte Interaktionen auf gesellschaftliche Subsysteme ab“ (Endreß 2002, 14).

Parallel zur Unterscheidung in persönliches und versachlichtes Vertrauen entfaltet Simmel die Unterscheidung in Vertrauen als Form von Wissen oder allgemeiner Grundannahme und Vertrauen als Gefühl. Mit Vertrauen als Form eines „abgeschwächten induktiven Wissens“ (Simmel 1989, 215) meint er Sachverhalte, die als konstante Grundannahme in speziellen Gesellschaftsbereichen gelten können. So führt er beispielsweise das Vertrauen des Händlers auf, dass ihm seine Ware abgekauft wird bzw. das Vertrauen des Landwirts, dass er dort, wo er sät, auch ernten wird (ebd., 215f.). Letztlich stellt er also heraus, dass Vertrauen einerseits weniger als sicheres Wissen, andererseits eben gerade mehr ist. Dem Risikoaspekt des Vertrauens, der unter Luhmann so zentral werden wird, schenkt Simmel dagegen kaum Beachtung, sondern konstatiert diesen nur.

Auch die Ausführungen von Schütz sind für einen Überblick zu Vertrauen aus soziologischer Perspektive relevant, obgleich er Vertrauen selbst eigentlich nicht wirklich thematisiert, sondern sich vielmehr mit der Vertrautheit innerhalb des Wissens von der Lebenswelt befasst.

„Das Wissen um die Begrenztheit der inneren Dauer, um die Historizität und Endlichkeit der individuellen Situation innerhalb der Weltzeit, um die Grenzen der Leiblichkeit und um die räumlichen, zeitlichen und sozialen Strukturen der Erfahrung ist der Untergrund der Bestimmung jeder konkreten Situation“ (Schütz/Luckmann 1975, 144).

Seine Aussagen zur Vertrautheit sind jedoch nicht unwesentlich für die Auseinandersetzung mit Vertrauen. Schütz bezieht das Thema der Vertrautheit nicht nur auf die Lebenswelt eines Menschen, sondern vor allem auf die Strukturierung menschlichen Wissens und unterscheidet soziokulturelle von gruppen- und personenbezogenen Vertrautheitsgraden und Vertrauenszonen. „In Anbetracht dieser Umstände ist die ‚Vertrautheit‘ (...) wesentlich anderer Art als die Vertrauensstufen (...)“ (ebd.).

Im Sinne einer inhaltlichen Abstufung unterscheidet er zudem Bekanntheitswissen von Vertrautheitswissen. Endreß verweist auf die impliziten Bezüge in Schütz' Werk zum Vertrauensbegriff und verknüpft sie mit Aussagen von Giddens (1995) zur Beschreibung von Ur-, Welt- und Seinsvertrauen. „Schütz bringt auf diesem Wege Kernelemente des Vertrauensphänomens auf den Begriff, insofern dieses stets sowohl auf elementare Hintergrundannahmen bzw. -erwartungen wie auch auf konstitutive Erwartungen seitens der Vertrauenden verweist“ (Endreß 2002, 20). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Schütz mit seinen Ausführungen zu Vertrautheit im Sinne eines impliziten Wissens auch einen wesentlichen Beitrag zur Frage nach dem liefert, was Vertrauen ist.

Für den Kontext von Vertrauen und verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen erweisen sich die Aussagen von Schütz und Luckmann insofern bedeutsam, als sie zu klären versuchen, wie aus einer unvertrauten Situation eine vertraute Situation wird und welche Schwierigkeiten dabei auftreten können.

„Die Situation, die sich als unvertraut erwies, wird nun vertraut gemacht. Die relevanten Wissens Elemente, bishin hochvertraut, erwiesen sich als in ihrer Anwendung als ungenügend vertraut und wurden in neue Vertrautheit überführt“ (Schütz/Luckmann 1975, 149).

Was aber, wenn es nicht gelingt, unvertraute Situationen in vertraute zu überführen? Schütz und Luckmann führen diese Problematik auf die Widerständigkeit der Situation und die mit ihr verbundene „Undurchsichtigkeit der Lebenswelt“ (ebd., 150) zurück, ohne jedoch genauer darauf einzugehen, weshalb sich Situationen als widerständig zeigen könnten. Im Zusammenhang der Überlegungen zu verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen sind zwei Aspekte zu bedenken:

- (1) Die Widerständigkeit einer Situation und die damit verbundene Problematik, wie aus Unvertrautheit Vertrautheit wird, kann – neben Aspekten situativer Deutung – in hohem Maße *auch* biografisch abhängig sein. Biografische Belastungen können dazu führen, dass sich Situationen, die im Zusammenhang dieser Belastungen stehen, als widerständig zeigen bzw. als solche gedeutet werden. Aufgrund negativer Erfahrungssedimentierungen werden sie abgelehnt, verweigert, gefürchtet bzw. ein gelingender Zugang zu ihnen oder aus ihnen heraus kann nicht (mehr) gefunden oder auch mit pädagogischer Unterstützung nicht angenommen werden.

- (2) Schütz und Luckmann gehen davon aus, dass „wir versuchen, neue Situationen als vertraute zu bestimmen“ (ebd., 149). Vielen verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen sind besonders biografisch belastete und von Konflikten gekennzeichnete Situationen vertraut. Es besteht bei ihnen die Gefahr, dass sie neue, eigentlich noch unvertraute und unbelastete Situationen mit ihrer Sammlung von negativen Konflikterfahrungen ‚interpretieren‘. Aus dem zunächst Unvertrauten einer Situation wird etwas tragisch Vertrautes. Auch wenn es noch so negativ konnotiert sein mag – das Vertraute erhöht die Klarheit der Orientierungsmöglichkeiten in der Struktur der Lebenswelt. Aus einem Widerspruch von tatsächlichem Charakter einer noch unvertrauten Situation und der vorherrschenden Erfahrungssedimentierung im Zusammenhang der eigenen Biografie wird entgegen aller Objektivität eine Art Widerspruchslosigkeit der Situation durch Uminterpretierung hergestellt.

„Die vorgegebene Struktur der Welt und die subjektive Struktur der Erfahrung und insbesondere die Formen des Wissenserwerbs in ihrer biografischen Ausprägung bewirken die Bildung näherer und entfernterer Beziehungen zwischen Wissenselementen und bedingen zugleich die wechselseitige Irrelevanz bestimmter Wissenselemente. Je näher die Beziehung, umso größer die Wahrscheinlichkeit, daß potenzielle Widersprüche in aktuellen Situationen in den Griff des Bewußtseins kommen und – bei gegebener Motivierung – in Widerspruchslosigkeit überführt werden“ (ebd., 164).

Parsons zählt zu den bedeutendsten Soziologen des mittleren 20. Jahrhunderts und gilt als Begründer des Strukturfunctionalismus sowie einer voluntaristischen Handlungstheorie. Auch wenn die Soziologie des beginnenden 21. Jahrhunderts nur noch durch wenige ‚Anhänger‘ Parsons gekennzeichnet ist und seine strukturfunktionalistischen Überlegungen im Sinne einer allgemeinen Theorie des sozialen Handelns von verschiedenen Seiten sehr kritisch betrachtet werden, sind seine Überlegungen für die Auseinandersetzung mit dem Thema Vertrauen dennoch bedeutsam. Dies erschließt sich vor allem über die in diesem Zusammenhang zentrale Frage, die von Hobbes aufgeworfen und von Parsons zur Beantwortungsgrundlage seiner voluntaristischen Handlungstheorie gemacht wurde: unter welchen (gesellschaftlichen) Voraussetzungen ist soziale Ordnung möglich? Im Speziellen ist vor allem Parsons Analyse des Arzt-Patientenverhältnisses von Bedeutung. Dieses Verhältnis wird beispielhaft für professionelle Interaktionen in zunehmend spezialisierten Modellgesellschaften aufgeführt und ließe sich durchaus auf das Verhältnis von Lehrern und Eltern zu Kindern und Jugendlichen übertragen. „Trust (...) is the attitudinal ground – in affectively motivated loyalty – for acceptance of solidary relationships“ (Parsons 1970, 142). Vertrauen wird von Parsons als Brücke angesehen, die eine „competence gap“ (1978, 46) zwischen Experten und Laien schließen kann. Je spezialisierter und moderner eine Gesellschaft ist, umso mehr Experten bildet sie aus und umso mehr Vertrauen ist notwendig, um Kompetenzlücken zu schließen und die soziale Steuerungsfähigkeit einer Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Auf diesen Aspekt wird im Zusammenhang von Moderne und Vertrauen (Kap. 7) noch genauer eingegangen. Der Soziologie Garfinkel befasst sich mit Vertrauen unter der Frage, wie sich Sinnhaftigkeit als Grundlage sozialer Interaktionen und Orientierung einstellen kann. Dabei gilt ihm Vertrauen als eine selbstverständliche Bedingung gelungener sozialer Situationen. Vertrauen kommt die Funktion zu, „dass Menschen in alltäglichen Interaktionsprozessen kontinuierlich um die Erarbeitung eines wechselseitig geteilten Verständnisses von Situ-

ationen und Ereignissen bemüht sind und dies im beständigen Rückgriff auf erworbenes Hintergrundwissen tun, um die objektiven Ambivalenzen und offenen Deutungshorizonte des von anderen Gesprochenen oder von ihnen Getanen sozusagen bedeutungsmäßig zu vervollständigen bzw. sinnhaft auszufüllen“ (Endreß 2002, 22).

Dieser Grundgedanke Garfinkels ist auch für einen pädagogischen Zugang zu Vertrauen von Bedeutung. Zunächst spielt das Moment einer entstehenden bzw. sich weitertragenden Sinnhaftigkeit in sozialen Situationen eine wichtige Rolle. Pädagogik, die sich grundsätzlich als Begleitung von Menschen versteht, ist stets darum bemüht, Sinnhaftigkeit erfahrbar zu machen bzw. durch die Art der Begleitung zu erzeugen. Entscheidend sind dabei die ambivalenten und offenen Deutungshorizonte, von denen Garfinkel spricht. Besonders für verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche zeigen sich diese nicht nur im allgemeinen Charakter sozialer Situationen, sondern zudem verstärkt auf einer subjektiven Ebene. Sie machten vielmals überaus ambivalente Erfahrungen mit scheinbar eindeutigen Situationen, was dazu führen könnte, dass entsprechende Erfahrungen als subjektive Ambivalenzen in anderen sozialen Situationen generalisiert werden. Offene Deutungshorizonte lassen sich in Folge ohne weiteres nicht mehr eingrenzen – ganz im Gegenteil: es besteht die Gefahr, dass sie sich vergrößern und zu Haltlosigkeit, Desorientierung und Instabilität führen.

Wie bei vielen anderen Soziologen vor Luhmann, spielt auch bei Goffman Vertrauen keine eigenständige Rolle in seinen Untersuchungen. Dennoch befasst er sich mit Vertrauen im Zusammenhang der Sinnstrukturiertheit persönlicher Interaktionen. Nach den Analysen von Endreß bestimmt Goffman Vertrauen „als das Sich-Verlassen der eigenen Handlungen auf die Bekundungen anderer aufgrund von Annahmen über deren moralischen Charakter, die er als unabdingbar zur Aufrechterhaltung kooperativer sozialer Tätigkeiten begreift“ (Endreß 2002, 24; Goffman 1981, 91). Endreß weist des Weiteren darauf hin, dass drei Aspekte in Goffmans Untersuchung für das Vertrauensphänomen bedeutsam sind:

- (1) Zum einen wirkt Vertrauen in seinem Konzept der „höflichen Nichtbeachtung“ zur Ausbildung eines allgemeinen Sicherheitsempfindens in flüchtigen sozialen Situationen. Die „höfliche Nichtbeachtung“ wird später von Giddens (1995) in seiner Auseinandersetzung mit Vertrauen wieder aufgenommen.
- (2) Zum zweiten hat sich Goffman mit Vertrauensfassaden befasst. Diese werden ihm zufolge durch soziale Interaktionspartner zu erzeugen versucht, um die in der Interaktion bei anderen entstandenen Wirkungen zu überprüfen und gegebenenfalls zu steuern. Vertrauen wird hier in engem Zusammenhang mit Glaubwürdigkeit gebracht, die Ergebnis von Inszenierungen und Darstellungen sein kann.
- (3) Zum dritten befasst sich Goffman mit zuvorkommendem Verhalten, Höflichkeit und Vermeidungsritualen. Das Erlernen und Praktizieren eines allgemeinen Benehmens führt nach Goffman zu Vertrauensgewinn. Für die Relevanz des Vertrauensphänomens im Kontext verhaltensauffälliger Kinder und Jugendlicher sind Goffmans Ausführungen insgesamt weniger relevant. Am ehesten scheinen seine Untersuchungen zu Inszenierung und dem Entstehen von Glaubwürdigkeit von Bedeutung zu sein.

Neben den bisher genannten Soziologen muss auch Coleman (1981) genannt werden, der die Rational-Choice-Theorie ausarbeitete, auch wenn sich diese heute in viele Strömungen unterteilt.

„Sowohl die Vergabe des Vertrauens als auch die Entscheidung, vertrauenswürdig zu agieren, sind nach diesem Ansatz nur dann rational, wenn die Akteure damit rechnen können, dass die je andere Seite genügend Anreize hat, kooperativ zu interagieren“ (Hartmann 2001, 17).

Mit der Rational-Choice-Theorie entfernt man sich weit von Vertrauen im Sinne der Hobbes'schen ‚Empfindung‘, obwohl seine vertragsstaatlichen Ausführungen die Entstehung und Ausarbeitung dieser Theorie maßgeblich beeinflussen. Besonders in betriebswirtschaftlichen, marktstrategischen und politikwissenschaftlichen Fragen wird heute auf diesen Ansatz zurückgegriffen, dessen Grundlage in enger Verbindung mit dem steht, was in der Sozialpsychologie als „Austauschtheorie“ gefasst wird (Thibaut/Kelley 1959). Coleman geht von rational handelnden Akteuren aus, die aufgrund ihrer Ressourcen und ihren Interessen Teil eines sozialen Tauschmodells werden können, wenn sich die Interessen oder Ressourcen gewinnbringend oder zweckgebunden auf die eines anderen richten. Rationale Akteure unterbreiten sich so in sozialen Beziehungen Tauschangebote. Auf dieser theoretischen Grundlage befasst sich Coleman mit Vertrauensbeziehungen. Vertrauen fasst er dahingehend auf, dass einer Person in einer spezifischen, noch deutungsoffenen oder unsicheren Situation Kontrollrechte übertragen werden. Durch die Beständigkeit einer Beziehung lässt sich die riskante Vorleistung der Kontrollrechtsübertragung neutralisieren und damit ein Vertrauenserweis rechtfertigen. Coleman weist darauf hin, dass die rational handelnden Akteure dennoch einer zeitlichen und damit strukturellen Problematik ausgeliefert sind. Die Leistung einer Kontrollrechtsübertragung, bzw. schlichtweg gesagt, das Schenken von Vertrauen, kann nicht gleichzeitig durch Vertrauenswürdigkeit beantwortet werden. Die riskante Vorleistung als solche bleibt demnach grundsätzlich bestehen. Für Coleman ist die Frage, ob Vertrauen geschenkt wird oder nicht, davon abhängig, wie viel Wissen auf Seiten des Schenkers besteht und wie die Wahrscheinlichkeit von Gewinn und Verlust eingeschätzt werden kann. In der Weiterentwicklung der Austauschtheorie wäre diese Einschätzung weniger von Wissen als von der Bewertung der sozialen Interaktion im Hinblick auf soziale und individuelle Faktoren relevant (Bierhoff/Jonas 2011, 139ff.). Zusätzlich verweisen Graupmann et al. in diesem Kontext auf Lewicki/Bunker und ihre Unterscheidung zur Entstehung von Vertrauen:

„(1) Die Stufe des kalkulationsbasierten Vertrauens, bei welchem die Reziprozität durch eine Kosten-Nutzen-Kalkulation abgesichert wird. (2) Die Stufe des wissensbasierten Vertrauens, bei der man die positiven Eigenschaften der Person kennt. (3) Die Stufe des identitätsbasierten Vertrauens, bei welchem die Ziele und Werte des Partners sich mit den eigenen decken“ (Graupmann et al. 2011, 124).

Aufgrund des Abwägungsvorgangs von Wahrscheinlichkeiten auf Grundlage des eigenen Wissens, eigener Interessen und Ressourcen und der daraus resultierenden Risikobereitschaft, bezeichnet Coleman seinen Ansatz als Rational-Choice-Theorie. Endreß analysiert, welche Einzelaspekte von Vertrauen bei Coleman unterschieden werden können:

„1. die Vergabe von Vertrauen impliziert die Übertragung von Ressourcen, 2. im Falle der Vertrauenswürdigkeit des Vertrauensnehmers verbessert der Vertrauensgeber seine Situation, sonst

verschlechtert er sie, 3. die Übertragung von Ressourcen erfolgt, ohne dass der Ressourcenempfänger ‚eine wirkliche Verpflichtung‘ eingeht, 4. eine Einschätzung der berechtigten Vergabe von Vertrauen impliziert eine Zeitverzögerung bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie sich potentiell auszahlt“ (Andreß 2002, 36).

Kritisch lässt sich anmerken, dass Colemans Analysen stark auf die Operationalisierung von Vertrauen ausgerichtet sind, was sicherlich auch die Popularität seines Denkens innerhalb marktwirtschaftlicher Entwicklungen erklärt. Es muss aber festgehalten werden, dass Coleman Vertrauen damit auf einen Akt purer Rationalität reduziert und gleichzeitig alle Aspekte von intuitivem Handeln sowie alle impliziten Anteile des Vertrauensphänomens ausschließt. Vertrauen ist jedoch deutlich mehr als seine reflexiven Anteile. Durch seine Systematisierung auf die rein rational reflexive Dimension verkürzt Coleman das Phänomen möglicherweise. Man könnte auf die Frage kommen, ob Coleman die Akteure moderner Gesellschaften schlichtweg überschätzt und ihnen pauschal ein derart hohes Ausmaß an Rationalität und Reflexivität unterstellt. Auch Personen, denen keine großen Reflexionsmöglichkeiten gegeben sind, können Vertrauen schenken bzw. sich eines solchen als würdig erweisen. Andererseits ist zu überlegen, ob Coleman tatsächlich Rationalität und Reflexivität unterstellt oder ob er nicht vielmehr darauf abzielt zu betonen, dass Vertrauen auf Grundlage rational getragener Entscheidungen zustande komme. Kritisch nachzufragen bliebe jedoch, was genau mit Rationalität gemeint ist und inwieweit Entscheidungen als intentionale Akte verstanden werden, denen eine rationale Abwägung vorausläuft oder ob sie vielmehr auch nicht-intentional und dennoch gleichzeitig rational entstehen können.

„Zudem dürfte das im Rahmen einer solchen Konzeptualisierung zum Tragen kommende ‚übergeordnete strategische Handlungsmuster‘, Informationen einzuholen und Informationen zukommen zu lassen, um Vertrauenswürdigkeit einzuschätzen (...), gerade umgekehrt dazu angetan sein, den Aufbau eines nicht von kalkulatorisch verkürztem Vertrauen geprägten Sozialverhältnisses zu unterbinden. Wer vertraut schon jemandem, sieht er sich entsprechenden ‚Spionagetätigkeiten‘ ausgesetzt?“ (ebd., 39).

Die grundsätzlichen Fragen drehen sich also vor allem darum, wie man genau wissen kann, welche Interessen der jeweils andere verfolgt und wie man aus der Analyse dieses in Kenntnis oder Reflexion gebrachten Wissens Aspekte ermitteln kann, die dazu führen, dass es nach Möglichkeit nicht zu einem Vertrauensbruch kommt. Zudem erscheinen den jeweils Handelnden ihre eigenen Interessen auch nicht immer eindeutig, wie man spätestens aus den Untersuchungen der Psychologie zu den Motivstrukturen von Agierenden weiß.

„Die unterschiedlichen Antworten auf diese Fragen haben längst eine Aufspaltung der Rational-Choice-Theorie in zahlreiche Einzeltheorien nach sich gezogen, aber jenseits aller Differenzen hält sich der Gedanke, dass das Vertrauen in andere zu einer wahrscheinlichen oder unwahrscheinlichen, einer berechenbaren oder unberechenbaren Angelegenheit wird, bei der es in der Hauptsache darauf ankommt, in Erfahrung zu bringen, welche Motive potentielle Kooperationspartner haben könnten, um sich kooperativ zu verhalten“ (Hartmann 2001, 17).

Im Gegensatz dazu steht Giddens als Vertreter der sogenannten Strukturierungstheorie, mit der er versucht, die Fokussierung der Soziologie entweder auf das Individuum oder auf ein soziales System durch einen Mittelweg zu überwinden. Für die Frage nach seiner Bedeutung hinsichtlich des Phänomens Vertrauen und verhaltensauffälliger Kinder und

Jugendlicher, ist besonders seine Konzentration auf das unbewusste Alltagshandeln von Bedeutung. Giddens analysiert, dass sich in jeder Handlung eines Individuums ein soziales System abbildet und demnach aus individuellen Verhaltensweisen Rückschlüsse auf relevante soziale Systeme gezogen werden können. Das Phänomen des Vertrauens selbst begreift er im Zusammenhang seiner Auseinandersetzungen mit der politischen Soziologie und dem von ihm beschriebenen ‚dritten Weg‘ zwischen Kapitalismus und Sozialismus innerhalb einer sich zunehmend radikalisierenden Moderne. Kennzeichnend für diese Moderne sind für Giddens sogenannte „Entbettungsprozesse“ (Giddens 1995, 16), in welchen Individuen wie soziale Systeme aus spezifischen Zusammenhängen von Ort und Interaktion herausfallen; gleichzeitig aber in unbestimmten „Raum-Zeit-Spannen“ (ebd., 33) restrukturiert werden.

Er definiert daher für Vertrauen: „Das Wesen moderner Institutionen ist zutiefst mit den Mechanismen des Vertrauens in abstrakte Systeme verbunden, vor allem mit Vertrauen in Expertensysteme“ (ebd., 83). Vertrauen selbst „beruht auf dem Glauben an die Richtigkeit von Grundsätzen, die man selbst nicht kennt“ (ebd., 33) und die nur dann in Frage gestellt werden, wenn sie zerbrechen. Man denke beispielsweise hier an das Zusammenbrechen von Grundsätzen im Zusammenhang von Wirtschafts- und Banken Krisen. Vertrauen ist für Giddens dennoch eine gewisse Form von Glauben, der dadurch entsteht, dass Individuen oder soziale Systeme die Erfahrung mit funktionierenden Expertensystemen machen. Damit wird Vertrauen zum Ergebnis eines erfahrungsbezogenen Glaubens, den man als Vertrautheit bezeichnen kann. Die Stabilität einer modernen Gesellschaft ist nach Giddens von vier Aspekten abhängig:

- (1) Vertrauen beinhaltende soziale Beziehungen werden benötigt.
- (2) Vertrauen erhaltende soziale Systeme werden benötigt.
- (3) Die Vertrauen beinhaltenden sozialen Beziehungen benötigen Vertrauenswürdigkeit durch gegenseitige Glaubwürdigkeitsbeweise, die es kontinuierlich zu erbringen gilt.
- (4) Vertrauen in soziale Systeme entsteht durch Vertrauen in der Begegnung mit Expertensystemen als Ergebnis von Entbettungsmechanismen.

Vertrauen ist für Giddens vom Zutrauen nicht zu trennen, sondern eine Spielart des Zutrauens. Giddens widerspricht Luhmann, der davon ausgeht, dass man kein Risiko eingehe, wenn man sich einer Handlung enthalte und es demnach auch nicht zu einem Vertrauensbruch kommen könne. Untätigkeit als solche, das hält er ihm entgegen, ist gerade allzu oft der Auslöser vielfältiger Risiken bzw. der Steigerung dieser. Beispielhaft lässt sich der Klimawandel anführen. Giddens hat sich darüber hinaus damit befasst, welches die wesentlichen Bedingungen sind, die im Zusammenhang der Funktion von Vertrauen in modernen Gesellschaften gegeben sind. Dabei greift er genau das auf, was sich auch bei Simmel und Luhmann finden lässt: Vertrauen ist deshalb notwendig wie auch möglich, weil es eine individuelle Unvollständigkeit von Wissen über handlungsrelevante Zusammenhänge innerhalb moderner Gesellschaftsstrukturen gibt. Gesellschaften müssen daher institutionelle Strukturen schaffen, um einen Vertrauensrahmen für risikohafte Handeln herzustellen. Es ließe sich hier fragen, ob sich dieser Zusammenhang von der gesellschaftlichen Ebene auch auf die individuelle Ebene des Handelns verhaltensauffälliger Kinder und Jugendlicher übertragen ließe. Für viele von ihnen ist das Handeln aufgrund von psychischen Erkrankungen und biografischen Erfahrungen in sozialen

Systemen deutlich risikobehaftet und drückt sich durch Ängste, Zwänge oder auch expansive Verhaltensweisen aus. Institutionelle Strukturen wie Schule und Jugendhilfe schaffen einen Vertrauensrahmen, der Risiken minimieren soll und kann. Das individuelle Erleben von Sicherheit und Stabilität ist nach Giddens auf eine Ausgewogenheit von Vertrauen und akzeptablem Risiko angewiesen (ebd., 51). Dies ist im übertragenen Kontext für verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche nachvollziehbar und bedeutet, dass Vertrauen gerade in Risikoumwelten notwendig, bedeutsam und auch wirksam ist. Und es zeigt erneut die Unerlässlichkeit, dass sich Pädagogik bei Verhaltensstörungen der Vertrauensfrage zuzuwenden hat.

Als vielleicht prominentester Vertreter der Soziologie, der sich mit Vertrauen und Vertrautheit auseinandergesetzt hat, mag Luhmann gelten. Für ihn stellt Vertrauen einen existentiellen Aspekt des sozialen Lebens dar. Ohne ein grundsätzliches Maß an Vertrauen könne der Mensch nicht leben, so Luhmann. Die Notwendigkeit von Vertrauen begründet mit, weshalb der Mensch seinem Leben, Handeln und Verhalten Regeln gibt. Andernfalls herrschten nur Unsicherheit, Chaos und daraus resultierende Ängste vor. Die Pluralität der Lebensstile wie Lebensbedingungen erzeugt jedoch unterschiedliche Subkulturen an Handlungs- und Verhaltensregeln. Entscheidender jedoch ist, dass man durch die Notwendigkeit der Regelgebung zu ethischen oder naturrechtlichen „Maximen“ (Luhmann 2000, 1) gelangt. Luhmann arbeitet deutlich heraus, dass Vertrauen sich aus verschiedenen Gründen einstellen oder auch ausbleiben kann. „Vertrauen ist in jedem Falle eine soziale Beziehung, die eigenen Gesetzmäßigkeiten unterliegt“ (ebd., 4). Er führt weiterhin aus, dass Vertrauen sowohl durch psychische als auch durch soziale Systembildungen beeinflusst wird und weder dem einen noch dem anderen Aspekt ausschließlich zugeordnet werden kann. Bereits hier deutet sich ein Aspekt von Vertrauen an, der für den Kontext verhaltensauffälliger Kinder und Jugendlicher bedeutsam ist: Dabei geht es um die Bildung und Erhaltung von Handlungssystemen und Verhaltensregeln, die Bestand haben, die stabil sind und zur Orientierung im Regelwerk des jeweiligen Kulturraumes beitragen. Mit dem Aspekt der Vertrauensbildung durch psychische und soziale Handlungssysteme geht es letztlich um die Frage der „Identität in der wirklichen Welt“ (ebd.) und damit um eine Frage, die sich in der Arbeit mit verhaltensauffälligen Kindern für alle Beteiligten oft täglich neu stellt.

Es ist nachzuvollziehen, dass sich für die Soziologie aufgrund der einzelnen Theoriebildungen und Herangehensweisen offene Fragen und innere Widersprüche auftun. Luhmann versteht Vertrauen als komplexitätsreduzierend. Diese Funktion kann Vertrauen allerdings nur erfüllen, wenn es im Alltag weitestgehend frei von Kognition und Reflexion bleibt. Coleman und die Rational-Choice-Theorie stehen zu dieser Annahme in einem klaren Gegensatz, verstehen sie Vertrauen doch eher rational. Bei Giddens findet sich dann ein dritter, durchaus auch emotionale Anteile einschließender Zugang zu Vertrauen innerhalb der Soziologie. Seine Ausführungen basieren auf der Annahme, dass das Urvertrauen zwischen Eltern und ihrem Kind ein grundsätzliches Bedürfnis nach Vertrauen schafft, welches lebenslang relevant bleibt. „Dieser Ausweg ist zunächst einmal sehr viel versprechend, da er darum bemüht ist, die theoretischen Abstraktionen an sozialen Kontexten zu brechen und damit empirisch zugänglicher zu machen“ (Hartmann 2001, 27). Die hier dargestellten Grundannahmen sind in sich schlüssig, führen aber nur begrenzt weiter, wenn es darum geht, die gewonnenen Einsichten und Erkenntnisse zu operationalisieren und empirisch zu überprüfen.

„Die erwähnten Punkte lassen die Vermutung aufkommen, dass es sich bei Vertrauensverhältnissen, die auf einem gegenseitigen Wohlwollen basieren, und bei jenen, die auf einem rationalen Eigeninteresse beruhen, sehr wohl um unterschiedliche Formen des Vertrauens handelt, die damit auch ein qualitativ unterschiedliches Verhältnis anzeigen. Vertrauensverhältnisse, die auf dem rationalen Eigeninteresse der Akteure beruhen, bleiben in dem Maße fragil, in dem sie damit rechnen müssen, dass die beteiligten Akteure eine Möglichkeit sehen, ohne Sanktionen auf gewinnbringende Weise das Vertrauen des je anderen zu brechen“ (Hartmann 2001, 27f.).

Vertrauen gilt der Soziologie im Allgemeinen als Phänomen, das auf personaler, auf institutioneller und gesellschaftlich-systemischer Ebene relevant ist, weshalb auch die Vertrauenswürdigkeit von Personen eine Rolle spielt. Wer oder was aus welchen Gründen als vertrauenswürdig gilt bzw. so agiert, ist soziologisch gesehen möglicherweise weniger bedeutsam und wäre – zumindest auf personaler Ebene – im Sinne der Motivfrage eher eine Aufgabe psychologischer Klärung. Wichtiger erscheint jedoch: es führt in der Soziologie dazu, dass vielfach zwischen Vertrauen einerseits und Sich-Verlassen andererseits unterschieden wird. Es wird aber „für die moralische Qualität einer Vertrauensbeziehung nicht unerheblich sein, ob eine andere Person sich als vertrauenswürdig erweist, weil das ihrem Eigeninteresse entgegenkommt oder ob sie aus einem Wohlwollen heraus das in sie gesetzte Vertrauen nicht enttäuscht“ (Hartmann 2001, 30).

Vertrauen und Vertrautheit sind für die Soziologie deshalb so bedeutsam, weil sie als Wissenschaftsdisziplin von der Nicht-Selbstverständlichkeit des scheinbar Selbstverständlichen ausgeht. Es geht ihr darum, diejenigen Funktionalismen und Mechanismen zu ergründen, die dazu führen, dass „Menschen wesentliche Teile ihrer Lebensumwelt als fraglos gegeben akzeptieren und als unbefragt gültigen Rahmen ihres Handelns anerkennen. (...) Vertrauen, in diesem Sinne verstanden als elementare Voraussetzung sozialer Prozesse, ist somit ein Kernphänomen für die Soziologie“ (Endreß 2002, 8f.). Endreß weist darauf hin, dass vor allem durch die Überlegungen von Luhmann, Giddens und Coleman die gegenwärtige Soziologie mit Vertrauen in zweierlei Hinsicht zu tun hat:

„Einerseits wird das Thema ‚Vertrauen‘ in gesellschaftstheoretischer Hinsicht aufgegriffen und in entwicklungsgeschichtlich (...) angelegte Reflexionen eingebunden, andererseits liegen vornehmlich spiel- und entscheidungstheoretische Modellierungen mit Bezug auf die Analyse von Mikrokonstellationen vor“ (ebd., 163).

Es wird sich zeigen, dass für die Fragen nach dem Zusammenhang von Verhaltensstörungen und Vertrauen vor allem erstgenannter Schwerpunkt von Bedeutung ist. Endreß führt weiter aus, dass in diesem Feld drei grundsätzliche Perspektiven vorherrschen:

- (1) Eine erste Perspektive befasst sich mit der Frage nach den Veränderungen von Vertrauen im Zuge der Veränderungen von vormodernen zu modernen Gesellschaftsformen. Dabei kommt vor allem der These Bedeutung zu, dass sich das stark personale Vertrauen vormoderner Gesellschaften in ein Systemvertrauen moderner Gesellschaftsstrukturen gegenüber verwandelt habe.
- (2) Eine zweite Annahme bezieht sich darauf, dass das Ausmaß an Vertrautheit mit den Entwicklungen von vormodernen zu modernen Gesellschaftsformen abgenommen habe.
- (3) Eine dritte Perspektive befasst sich mit einem Spannungsverhältnis aus mehr und weniger Vertrauen innerhalb moderner Gesellschaften. Einerseits wird Vertrauen

angesichts der Komplexität moderner Gesellschaftsstrukturen immer problematischer, andererseits aber gleichzeitig in hohem Maße immer notwendiger.

Mit Vertrauen meint die Soziologie grundsätzlich zweierlei: Zum einen vertraut man anderen und kann jemandem sein Vertrauen schenken. Zum anderen kann man selbst das Vertrauen anderer genießen, als vertrauenswürdig gelten und damit zum Empfänger von Vertrauen werden.

Vertrauen braucht immer eine Grundlage, auf die es sich stützt. Vornehmlich sind es die Handlungen und Haltungen anderer, aber auch die eigenen Erfahrungen und das Vorwissen über eine Situation, die dazu führen, dass sich Vertrauen bilden kann.

„So wird (...) aufgrund gemachter Erfahrungen einem selbst oder von einem selbst anderen Vertrauenswürdigkeit zugeschrieben, also eine Form ‚sozialen Kapitals‘ zugesprochen, das einen ‚Kredit‘, einen Vertrauensvorschuss (mehr oder wenig bis auf Widerruf) für die (unmittelbare) Zukunft impliziert“ (ebd., 167).

Dagegen spricht man von Vertrautheit im Zusammenhang von Beziehungen zu Menschen, mit denen man ein lange währendes, enges Verhältnis hat. Gleichzeitig meint Vertrautheit aber auch Situationen und Sachverhalte, mit denen man vertraut ist, die man also gut kennt und innerhalb derer man sich gut orientieren kann oder mit denen man gut umgehen kann. Zudem bezieht sich Vertrautheit auch auf Symbolsysteme, wie beispielsweise Geld, aber auch auf Rituale und Regeln, mit denen man den Alltag gestaltet. Vertrautheit kann daher als Grundlage von Vertrauen dienen:

„Ist man mit jemandem vertraut, so geht man regelmäßig davon aus, sein Vertrauen zu genießen wie auch dieser anderen Person selbst Vertrauen entgegenbringen zu können (...). Gleichwohl muss man, wenn man mit jemandem vertraut ist, ihm oder ihr nicht zugleich vertrauen. Umgekehrt kann man zwar auch jemandem vertrauen, ohne mit ihm vertraut zu sein (...).“ (ebd.).

In Anschluss an Luhmann können insgesamt drei grundsätzliche Unterscheidungen getroffen werden:

- (1) Vertrauen bezieht sich zumeist auf eine soziale Dimension und beschreibt das soziale Kapital von Menschen. Von Vertrauen abzugrenzen ist die Gewohnheit, die stärker etwas mit alltäglichen Handlungen zu tun hat sowie die Selbstverständlichkeit, die „eher den Bezug auf eine kognitive oder normative (moralische oder rechtlich institutionalisierte) Standardisierung bzw. Legitimierung des Verhaltens anzeigt“ (ebd., 169).
- (2) Vertrautheit bezieht sich eher auf eine zeitliche Dimension, nach der sich etwas bewährt hat, schon länger bekannt ist oder innerhalb dessen sich jemand gut orientieren kann. Auch wenn der Begriff der Vertrautheit durchaus meinen kann, dass jemandem etwas oder jemand schon länger bekannt ist, so ist es dennoch nicht mit ‚bekannt‘ gleichzusetzen. Setzt man die Substantive Vertraute, Bekannte und Freunde zueinander in Beziehung, so wird deutlich, dass sie durchaus ein unterschiedliches Nähe-Distanz-Verhältnis zur eigenen Person beschreiben.

„Wir sind mit Menschen, Umständen und Dingen stets mehr oder weniger vertraut. Ebenso lässt sich für den Modus des Vertrauens eine Graduierung ausmachen: Jenseits des holistischen Ur-Vertrauens ist Vertrauen stets spezifisch gerichtet (intentional)“ (ebd., 170).

- (3) Vertraulichkeit meint am ehesten eine sachliche Dimension, weil sie sich zumeist auf eine Information, ein Geheimnis oder ähnliches bezieht.

Gambetta fasst in der Zusammenschau soziologischer Definitionen zusammen:

„Vertrauen (oder, entsprechend Misstrauen) ist ein bestimmter Grad der subjektiven Wahrscheinlichkeit, mit der ein Akteur annimmt, dass eine bestimmte Handlung durch einen anderen Akteur oder eine Gruppe von Akteuren ausgeführt wird, und zwar sowohl bevor er eine solche Handlung beobachten kann (...) als auch in einem Kontext, in dem sie Auswirkungen auf seine eigene Handlung hat (...)“ (Gambetta 2001, 211).

### 1.3.3 Vertrauen als Thema der Psychologie

Während die Soziologie sich für Vertrauen als sozialen Mechanismus interessiert, befasst sich die Psychologie im Gegensatz dazu mit individuellen und sozialen Psychodynamiken. Ihr geht es also in gewisser Hinsicht immer um brüchig gewordenes, enttäuschtes, sich nicht einstellendes, nicht erwiesenes, blindes, aber natürlich um auch um Formen gelungenen Vertrauens und um die wissenschaftliche Rekonstruktion von Vertrauen als individuelle Perspektive oder intime Praxis.

Vertrauen wird aber auch innerhalb der Psychologie unterschiedlich aufgefasst: als Persönlichkeitsmerkmal, als Einstellung und Erwartungshaltung sowie als Phänomen, das kognitive, aber auch emotionale Anteile enthält und in verschiedenen Situationen und Lebensbereichen variieren kann. Dies macht es schwierig, Vertrauen aus Sicht der Psychologie systematisch, beispielsweise psychologiehistorisch, oder auch nach einzelnen Inhaltsaspekten darzustellen. Hinzu kommt, dass etliche Forscher Vertrauen in ihren Arbeiten nur kurz streifen oder nach Versuchen, es messbar zu machen, mehr oder weniger ‚enttäuscht‘ wieder verließen (Kap. 9). Oft wird Vertrauen auch im Zuge der Untersuchung anderer Konzepte und Phänomene, sozusagen als Nebenprodukt, mitthematisiert. Da dieses Kapitel eine Überblicksfunktion hat, wird aus genannten Schwierigkeiten im Folgenden von einer psychologischen Systematisierung zur genaueren Unterscheidung der einzelnen Konzepte abgesehen. Die Vielfalt (und Ungeordnetheit) des psychologischen Interesses an Vertrauen verdeutlichen aber einige Beispiele psychologischer Autoren (Petermann 1996, 15):

- Vertrauen hängt von frühkindlichen Erfahrungen, vor allem von der Mutter-Kind-Beziehung, ab. Unnötige Versagungen, Drohungen und persönliche Unzuverlässigkeit verhindern Vertrauen (Erikson 1968).
- Vertrauen basiert auf der Erwartung einer Person oder einer Gruppe, sich auf ein mündlich oder schriftlich gegebenes – positives oder negatives – Versprechen einer anderen Person oder Gruppe verlassen zu können (Rotter 1971).
- Zwischenmenschliches Vertrauen bewirkt, dass man sich in einer riskanten Situation auf Informationen einer anderen Person über schwer abschätzbare Tatbestände und deren Konsequenzen verlässt (Bierhoff 1984).
- Vertrauen ist der Glaube, dass der andere für einen irgendwann das tut, was man für ihn getan hat (Jackson 1980).
- Vertrauensvolles Handeln weist Verhaltensweisen auf, die (a) die eigene Verwundbarkeit steigern, (b) gegenüber einer Person erfolgen, die nicht der persönlichen Kontrolle unterliegt, und (c) in einer Situation gewählt werden, in der der Schaden,

- den man möglicherweise erleidet, größer ist als der Nutzen, den man aus dem Vertrauen ziehen kann (Deutsch 1962).
- Vertrauen zwischen zwei Menschen lässt sich an verbalen und motorischen Indikatoren feststellen; solche sind häufige Hier-und-Jetzt-Äußerungen, selbstexplorative Äußerungen, etc. (Krumboltz/Potter 1980).
  - Vertrauen zeigt sich in der Bereitschaft, über Themen zu sprechen, die potentiell Abwertung und Zurückweisung hervorrufen können, für den Klienten also ein Risiko darstellen (Johnson/Matross 1977).
  - Vertrauen entwickelt sich in Partnerbeziehungen in drei Stufen: Vorhersagbarkeit, Zuverlässigkeit, Zuversicht (Rempel et al. 1985).
  - Vertrauen bezieht sich auf zukünftige Handlungen anderer, die der eigenen Kontrolle entzogen sind und daher Ungewissheit und Risiko bergen (Schlenker et al. 1973).

Unter all diesen Autoren und ihren Zugängen zu Vertrauen sticht besonders der des amerikanischen Verhaltenspsychologen Rotter heraus, der sich aufgrund seiner Studien zur Lokation von Kontrollüberzeugungen intensiv mit Vertrauen befasste. Eine Vielzahl psychologischer Studien zu Vertrauen macht sich seine Sichtweise und vor allem seinen Versuch der Erstellung von Skalen zur Messung von Vertrauen zum Ausgangspunkt eigener, weiterführender Überlegungen (Kap. 9). Allgemein gesprochen ist Rotter der Auffassung, dass es sich bei Vertrauen um eine Persönlichkeitseigenschaft handelt (1971, 1980): seine Grundannahme ist, dass das Ausmaß an Vertrauen, das ein Mensch erweisen bzw. auch empfangen kann, grundsätzlich über Erziehungsprozesse und Sozialisationsprozesse erworben wird. Daher befasst er sich besonders mit interpersonellem Vertrauen:

„Interpersonal trust is defined here as an expectancy held by an individual or a group that the word, promise, verbal or written statement of another individual or group can be relied on. If such expectancies are generalized and constitute a relatively stable personality characteristic, they should be readily amenable to investigation. This definition clearly departs significantly from other uses of the concept of basic trust which is used in a more general way, often synonymous with the healthy personality or belief in the goodness of others” (Rotter 1971, 444).

Das bedeutet, dass Vertrauen das Verhalten von Menschen in unterschiedlichen, aber gemeinsamen Lebenssituationen grundlegend bestimmt. Folgt man dieser Annahme, so wird die Bedeutung von Vertrauen für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen besonders deutlich.

Nicht nur aus Sicht der Verhaltenspsychologie, sondern auch aus Perspektive der Psychoanalyse wird Vertrauen als spezifisches Persönlichkeitsmerkmal betrachtet. Zugleich ist gerade die Psychoanalyse für die Entstehung der Teildisziplin Pädagogik bei Verhaltensstörungen durch Vertreter wie Bettelheim, Redl, Aichhorn und andere von großer Bedeutung. Unabhängig davon, ob Vertrauen verhaltenspsychologisch oder psychoanalytisch begegnet wird, kann kritisch angemerkt werden, dass Vertrauen bisweilen zu sehr als stabiles Persönlichkeitsmerkmal betrachtet wird. Es erscheint jedoch wahrscheinlich, dass sich für Personen, abhängig von verschiedenen Situationen, in denen sie sich unterschiedlich verhalten, auch das Ausmaß an Vertrauen verändern kann.

Jenseits der Annahmen von Vertrauen als stabiler Persönlichkeitseigenschaft, kann davon ausgegangen werden, dass Menschen unterschiedliche vertrauensrelevante Erwar-

tungen an sie betreffende Lebenssituationen haben. Diese Überlegung wird durch die Fragmentierung des modernen Menschen in verschiedene Rollen und Funktionen und seiner sich zunehmend globalisierenden und ausdifferenzierten Lebensumwelt gestützt (Kap. 7). Vertrauensspezifische Erwartungen und Grundannahmen sind damit impliziter Teil menschlich individueller Vertrauenstheorien, die nicht nur darauf hinweisen, wie vertrauenswürdig ein Mensch empfunden wird, sondern auch, was dies für das Verhalten dem jeweils anderen gegenüber bedeutet. Damit wird ersichtlich, dass Vertrauen auch eine gedankliche Komponente aufweist, die Bezüge zur Verhaltenskomponente hat (Schweer/Thies 1999; 2005).

Hinzu kommt ein weiteres Moment: eine emotionale Komponente: Gesundes Vertrauen ist aus Sicht der Psychologie immer mit angenehmen Gefühlen wie Wohlbefinden, Sicherheit und ähnlichem verbunden. Charakteristisch für alle Vertrauensvorgänge ist, dass man jeweils einen Vertrauensvorschuss leistet und sich damit dem anderen aussetzt, sich quasi in die Hand des anderen begibt. Vertrauenshandlungen bergen immer das Risiko, dass Vertrauen enttäuscht oder gebrochen wird. Vertrauen ist demnach ein risikoreiches, aus Sicht anderer Autoren, ein wagnisreiches Unterfangen. Vertrauen weist zudem ein spezifisches Zeitverhältnis auf: Vertrauen aufzubauen, benötigt sehr viel Zeit, Vertrauen zu enttäuschen bzw. zu brechen, geschieht sehr schnell. Vertrauen hat sozusagen ein unausgewogenes Verhältnis zu Zeit. Entscheidend für die Entstehung von Vertrauen ist eine bestimmte Wechselseitigkeit. Einseitig kann Vertrauen nicht entstehen, es braucht immer Momente des Vertrauen-Gebens und -Schenkens, aber auch Wahrnehmungen und Prozesse, die darauf hinweisen, dass einer Person oder einer Institution Vertraut wird.

Folgt man einer klassischen Unterteilung der Disziplin Psychologie, so sind es vor allem die die psychoanalytische und die kognitionstheoretische Psychologie sowie die Teildisziplin der Entwicklungspsychologie, in denen Vertrauen thematisiert wird.

Entwicklungspsychologisch sind es vor allem Erikson (1950, 1973) und Spitz (1963), die wesentliches zur Klärung des Phänomens Vertrauen beitragen. Neubauer (2010) ordnet Eriksons und Spitz' Überlegungen zum Vertrauen stärker der psychoanalytischen Psychologie zu. Auch die Ausführungen und Studien zum Zusammenhang von Vertrauen und Bindung von Bowlby (2006), Ainsworth (1977), aber auch Scheuerer-Englisch und Zimmermann (1989, 1997) lassen sich hier beispielhaft nennen.

Aktuell spielt auch die Vertrauenstrias nach Krampen (1997, 2004, auch Kap. 9) eine Rolle als Basis psychologischer Vertrauensforschung. Diese untergliedert sich in

- interpersonelles Vertrauen, Vertrauen in andere,
- Selbstvertrauen als Selbstkonzept; eigene Fähigkeiten und Fertigkeiten, Leistungsmotivation und entsprechende Erfahrungen im Zusammenhang von Vertrauen,
- Zukunftsvertrauen, das im Zusammenhang mit Selbstvertrauen steht, Auswirkungen auf das Selbstwirksamkeitserleben hat und als Ergebnis vielschichtiger Erfahrungen und Erlebnisse gilt.

Hier wird der Zusammenhang von Selbstkonzept und Selbst- bzw. Fremdvertrauen deutlich, der wesentlich auf Rogers (1974, 1991b) und die humanistische Psychologie zurückgeführt werden kann, wie weiter oben bereits ausgeführt wurde. Allerdings liefert Rogers kein eigenes Konzept von Vertrauen, sondern reißt das Phänomen in seinem Grundlagenwerk „Entwicklung der Persönlichkeit (1991b) nur an. Etwas ausführlicher,

aber doch recht selbstverständlich, äußert er sich in „Lernen in Freiheit“ (1974). Vertrauen und das Sich-Verlassen-auf jemanden werden qualitativ nicht unterschieden und auch die Vertrauenswürdigkeit wird benannt, nicht aber weiter differenziert oder problematisiert, was gerade für das Verhältnis von Selbst- und Fremdvertrauen bedeutsam wäre.

In der kognitionstheoretischen Psychologie sind es vor allem Selman et al. (1977a, 1977b), die mit ihren fünf Stufen der Vertrauensentwicklung anzuführen sind. Aber auch Rotenberg (1980) ist hier beispielhaft zu nennen, der zustande kommendes Vertrauen als Ergebnis verschiedener Informationen spezieller Qualität ansieht, ebenso wie Harris (2007), der sich mit Vertrauen und seiner Beweisbarkeit auseinandersetzt.

Petermann folgt in seiner „Psychologie des Vertrauens“ (1996) einer anderen Ordnung, indem er empirische Befunde thematisch anordnet (Kap. 9):

- Beziehungen zwischen Mitarbeitern und Vorgesetzten im Dienstleistungssektor
- Vertrauen als Basismerkmal sozialer Kompetenzen
- Vertrauen in der Schmerztherapie
- Vertrauen in weiteren medizinischen Kontexten, im speziellen in Angstsituationen
- Vertrauen als Basis von Supervision

Petermann definiert Vertrauen letztlich als ein positiv besetztes Phänomen, das dennoch Aspekte von Ungewissheit, Risiko, der Möglichkeit der Enttäuschung und der Motivation enthält. Er bezieht sich auch auf Definitionen aus Politik und Marktwirtschaft, bei denen Vertrauen meist fälschlicherweise als Gegenteil von Misstrauen definiert wird. Petermann kritisiert diese Definitionen im wissenschaftlichen Sinne zu Recht als verkürzt. Spätestens seit Luhmanns Ausführungen zum Vertrauen (2009) ist klar, dass Misstrauen nicht das Gegenteil von Vertrauen ist, sondern die andere Seite der gleichen Medaille, wenn auch mit konträren Wirkungen auf die menschliche Praxis. Vertrauen kann nur erwiesen werden, wenn ein Mindestmaß an Sicherheitsempfinden vorhanden ist. Dazu braucht es Signale, die diese Sicherheit ausstrahlen und die auch entziffert, gefunden und erkannt werden können. „Generalisiertes Vertrauen, wie es Rotter beschreibt, dürfte entscheidend von den biografisch verwurzelten Faktoren abhängen“ (Petermann 1996, 115), was einmal mehr auf die Relevanz der Vertrauenthematik für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen verweist – besonders dann, wenn man an die oft unsicheren Sozialisationsbedingungen ‚ihrer‘ Kinder und Jugendlichen denkt.

Die Psychologie geht davon aus, dass man Vertrauen aufbauen kann. Dieser Aufbau verläuft bei Selman et al. in fünf Stufen menschlicher Entwicklung, nach Petermann in mindestens drei Phasen: dem Herstellen einer verständnisvollen Kommunikation, dem Abbau von bedrohlichen Handlungen und dem gezielten Einsatz von vertrauenslösenden oder -fördernden Handlungen. Es ist aber auch zu bedenken, „an welchem Punkt die Entwicklung von Vertrauen negative Tendenzen aufweist. Um dies abzuklären, müsste man definieren, ab wann durch Sicherheitssignale nicht mehr Vertrauen, sondern Abhängigkeit geschaffen wird“ (ebd., 116). Zusammenfassend hält Petermann zum Vertrauensaufbau fest:

„Der Aufbau von Vertrauen wird durch Sicherheitssignale erleichtert, die in verschiedenen Phasen der menschlichen Entwicklung vom Kleinstkind bis zum Greis unterschiedliche Formen annehmen können. Gleich ist jedoch die Funktion solcher Signale: Sie verringern soziale Angst und bieten eine Orientierungshilfe — auch und gerade darüber, wann und wem man Vertrauen

schenken kann. Auf diesem Hintergrund können wir die meisten vorangegangenen Aussagen über Vertrauen und speziell über den Aufbau und den Verlust von Vertrauen einordnen bzw. strukturieren. Es lassen sich für Vertrauensaufbau und -verlust jeweils drei Phasen angeben. Sie beziehen sich auf (1) die Qualität zwischenmenschlicher Kommunikation, (2) das Vorliegen bzw. den Abbau bedrohlicher Handlungen und (3) den gezielten Einsatz von vertrauenshemmenden oder -fördernden Handlungen. Vertrauen wird damit als aktiver Prozess aufgefasst, der entscheidend vom Ausmaß des empfundenen eigenen Kompetenzgefühls (= Selbstvertrauen) abhängt. Schließlich gingen wir auf die Bedingungen ein, die Vertrauen behindern oder gar zerstören“ (Petermann 1996, 122).

Die psychologischen Zugänge zu Vertrauen werden vor allem bei der Frage nach Konzepten von Grundvertrauen (Kap. 5) eine wichtige Rolle spielen.

Für die Psychologie hat Vertrauen also eine andere Bedeutung als für Philosophie und Soziologie, auch wenn, wie sich noch zeigen wird, durchaus gemeinsame Interessensfelder und Anknüpfungspunkte zu finden sind:

- (1) Es interessiert einmal in seiner Bedeutung für die frühkindliche Entwicklung und dann weiterhin aus diesen Erfahrungen in seiner Bedeutung für den Lebenslauf. Es steht dabei dem Konzept der Bindung sehr nahe, ohne dasselbe zu meinen, was in Kapitel 5.1.4 noch genauer erläutert werden wird. Insgesamt interessiert es in diesem Kontext in seiner Sicherheit stiftenden Funktion.
- (2) Daraus erwächst das psychologische Interesse am sich wechselseitig beeinflussenden Verhältnis von Selbst- und Fremdvertrauen, abhängig von spezifischen Erfahrungen mit ebenso spezifischen Situationen, die je nachdem als förderlich, prägend, traumatisierend o.ä. charakterisiert werden können. Hier setzt auch das psychologische Interesse am interpersonellen Vertrauen an. Außerdem lassen sich Bezüge zu Rogers Selbstkonzept-Theorie (1991a, b) ausmachen.
- (3) Darüber hinaus wird diskutiert, ob man Vertrauen schrittweise, intentional erlernen kann und ob man sich dazu entscheiden kann, zu vertrauen oder nicht zu vertrauen. Hier steht das Phänomen Vertrauen im Zusammenhang mit Seligmans Theorie der Hilflosigkeit (1979) und Banduras Überlegungen zum Selbstwirksamkeitserleben. Denn letztlich stehen beide Konzeptionen nicht nur in Verbindung mit der Erfahrung und der Überzeugung, etwas in der Welt bewirken zu können oder eben nicht, sondern auch mit dem Vertrauen darauf.